

Verfluchtes Gold

Copyright by Anton Lennartz 2006

Die beste Zeit während einer Expedition erlebe ich wenn ein anstrengender Tag zu Ende geht. Man sitzt mit Freunden am Campfeuer, während man sich unterhält, genießt man ein leckeres Essen. Mond und Sterne sind klar und nah. Hin und wieder ruft ein Nachtvogel. In solchen Momenten ist mir klar, dass Gold und Erfolg hier nicht das Wesentliche, sondern nur die Zutaten sind.

Das Gold liegt immer noch da. Die Erkenntnis, dass es vorerst unberührt bleibt und auch durch Zufall kaum gefunden werden kann, veranlasst mich zur Gelassenheit.

Zweimal war ich in seiner Nähe. Der erste Versuch scheiterte an einer periodischen, dicken Eisschicht. Beim zweiten Versuch veranlassten uns externe Umstände zur vorzeitigen Umkehr und verhinderten vorläufig den Erfolg.

Im Laufe meiner Nachforschungen und während der beiden Expeditionen wurde ich mit soviel Egoismus konfrontiert, dass ich heute das „Goldfieber“ als mentalen Ausnahmezustand betrachte, der Betroffene unkalkulierbar werden lässt. Egoistische Tendenzen wirken bei solchen Unternehmungen störend. Nur ein gut funktionierendes Team hat dort draußen reale Erfolgchancen.

Ohne Detlef Wetzeler (B) und Rob Nicholson (CDN) hätte es dieses Unternehmen nie gegeben.

Die Leistungsbereitschaft und die Loyalität meines Expeditionsteams erbrachten mir unvergessliche Momente und Erfahrungen.

Jo Kaiser, Wolf Vogt, Norbert Decker, Hans Langohr und Dr. Damien Francois nahmen Risiken, große Anstrengungen und Verletzungen in Kauf. Die großartigen Männer wurden zu wichtigen Weggefährten.

Danke euch Allen,

Tony Lennartz

Inhaltsverzeichnis

Einführung

Am Anfang war Neugier

Recherchen

Die Konkurrenz

Der Verbündete

Charlie Slumach der Gehenkte

W. Jackson fand das Gold

Der "Jackson Letter"

Shotwell & Harrington, reich & tot

"Doc" Brown ließ Gold zurück

„Stu“ Brown`s Milliardencreek

R. W. „Rob“ Nicholson der Goldsucher

Unsere 1. Slumach - Expedition

Detlef`s Tagebuch

Unsere 2. Tour, der ZDF - Film

Mystische Wesen

Analysen, Lösung der Mysterien

Weitere Projekte

Quellennachweis

Einführung

Die Gier nach Gold forderte bereits viele Menschenleben. In den schwer zugänglichen westkanadischen Raincoast-Mountains wird es immer noch bewacht, nicht etwa vom Geist des gehenkten Charlie Slumach, auch wenn manche überforderten Goldsucher dies beschwören, sondern vom Ursus horribilis, dem Grizzlybären. Wenn Prospektoren in den lautstarken Gebirgsbächen nach Gold suchen, können die schweren Tiere sich unbemerkt nähern. Die hockende oder gebückte Arbeitshaltung degradiert die nichtsahnenden Menschen zur leichten Beute. So offenbarte sich, während unserer expeditionellen Recherchen, manches traditionelle Mysterium als dramatisierte Realitätsverzerrung, aber die begründete



Aussicht, dort Gold zu finden, bleibt weiterhin bestehen.

Foto: Ibrahim Ot

Die raue Landschaft mit ihrer üppigen und feuchten, dschungelartigen Vegetationsdichte wirkt sehr düster und geheimnisvoll. Jeder unkontrollierte Schritt kann ins Verderben führen. Auch von uns blieb dort niemand ohne Blessuren. Ich betrat „normalen“ Waldboden und unter mir tat sich ein mehrere Meter tiefer Schacht auf. Überdimensionierte Farne verdeckten eine dreißig Meter tiefe Schlucht und nur mein Zuruf bewahrte einen Freund vor dem sicheren Absturz in die Tiefe. Hinzu kommen tückische Pumas und gewaltige Grizzlybären, die im Menschen eher die Nahrungskonkurrenz oder ihre Beute, als eine Bedrohung sehen. Sollte man dort auf Personen treffen, so ist äußerste Wachsamkeit angebracht. Einige Individuen betrachten diese Gegend als rechtsfreien Raum und beanspruchen jegliches imaginäre Goldkörnchen für sich. Mancher Unglückliche konnte sich diesen Gefahren nicht entziehen und verschwand spurlos. Feuchte Wärme, Mosquitos, eisige Nächte, Neid, Naivität, Angst und Apathie, sind vielfach unheilvolle Begleiterscheinungen und bilden gleichzeitig den Nährboden für bedrückende Mythen und Legenden.

Im ausgehenden 19. Jahrhundert strömten tausende Goldsucher in die kanadischen Raincoast Mountains um dort Gold zu schürfen. Sie fanden Goldnuggets an den

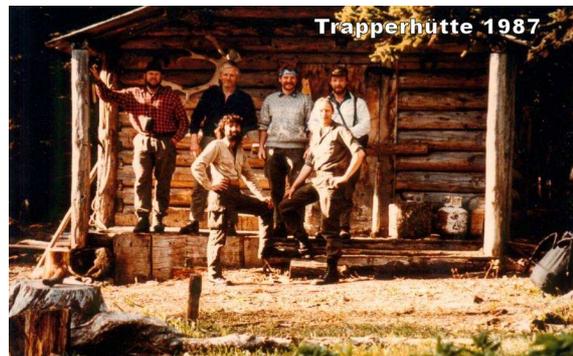
Ufern des Fraser River und in vielen anderen, großen und kleineren Wasserläufen. Da einige Goldfunde in der Presse für Furore sorgten, fanden sich schnell Investoren und gründeten Mining Companys. So auch am Fire Mountain nördlich des Harrison Lake. Um 1888 wurde dort eine sieben Meter breite Goldader abgebaut. Für die Ureinwohner der Region hatte das Gold bis dahin keinen besonderen Stellenwert. Erst die verbissene Suche der weißen Männer machte sie auf die Besonderheit „der gelben Steine“ aufmerksam.

Um 1890 wurde Gold von einigen Indianern noch zur Herstellung ihrer Musketenkugeln verwendet. Mit solchen goldenen Kugeln wurde auch Charlie Slumach entlohnt, als er stammesfremde Port Douglas Indianer mit seinem Boot über den Pitt Lake transportierte. Die Indianer beschrieben ihm auch den Herkunftsort des Goldes. In nachfolgender Zeit fiel Slumach durch ungewöhnliche Eskapaden auf. In den Bars und Bordellen der sozialen Unterschicht zahlte er mit Gold. Mit diesem puren Gold und seiner Freigiebigkeit erregte er Aufsehen, Anbiederung und Missgunst zugleich. So sagte man ihm nach, dass er im Laufe seiner letzten Lebensjahre achtzehn alleinstehende Frauen darunter Küchenhilfen, Barmädchen und Prostituierte mit in die Wildnis nahm, und nach einigen Monaten ohne diese zurückkehrte. Seinen Goldvorrat hatte er während dieser Zeiten aber erkennbar aufgefüllt

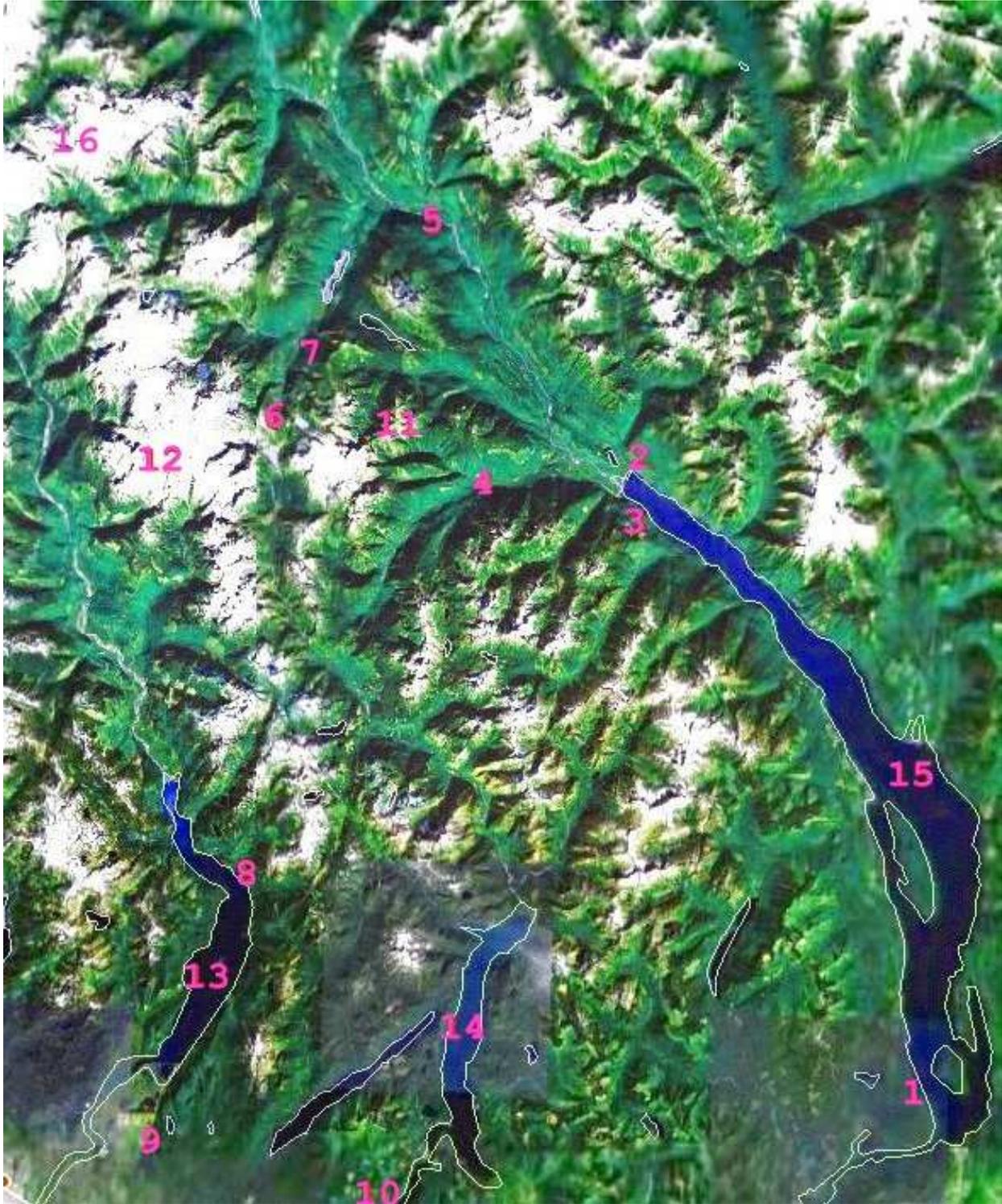
Der Mordprozess des Charlie Slumach, seine Hinrichtung, seine undurchsichtige Lebensweise und sein Gold, begründeten eine rätselhafte Geschichte, die mehr als einhundert Jahre Autoren und Journalisten beschäftigte, hoffnungsvolle Goldsucher in die Wildnis trieb und viele Opfer forderte.

Am Anfang war Neugier

1986 las ich zum ersten Mal in dem Buch „Schatzsucher haben noch Chancen“ von Janusz Piekalkiewicz über Charlie Slumach, einem alten Indianer, der 1891 im heutigen Vancouver für Furore sorgte. Während einiger Telefonate erhielt ich ergänzende Hinweise durch den Schriftsteller, wodurch meine Neugier noch gesteigert wurde. Einige Monate später, an einem Regentag in einer kanadischen Trapperhütte, fand ich die gleiche Story



gleich zweimal von anderen Autoren, in abgegriffenen Büchern aus den 40er oder 50er Jahren. Die Geschichte war derart detailliert dargestellt, dass ich daraus Schlüsse zog und es für nötig fand, dazu einige Notizen anzulegen, um spätere Recherchen zu führen bzw. expeditionell nach Slumach's Gold zu suchen. In meinem Freundeskreis waren einige Leute die meine Interessen teilten und auch für eine Suchexpedition, abseits der Zivilisation, über die erforderliche mentale und vitale Eignung verfügten. Im Kreis dieser Auserwählten diskutierten wir die Möglichkeit, vor Ort zu recherchieren und im Rahmen einer Expedition Slumach's Geheimnis zu lüften. Während dieser Phase verstarb einer meiner Freunde auf tragische Weise, ein Zweiter reiste mit einem one-way-Ticket an den Orinoco und ein Dritter blieb in Patagonien. Somit stornierte ich mein ursprüngliches Vorhaben und die Slumach - Geschichte geriet immer mehr in den Hintergrund meiner Interessen.



< 88 Km >

1: Chehalis Indian - Reserve. 2: Port Douglas Indian - Reserve. 3: Tipella. 4: Camp 2003. 5: Camp 2004. 6: Doc Brown`s Camp. 7: Doc Brown`s Ofen. 8: Jackson`s Rettung. 9: Katzie Indian – Reserve und Slumach`s Tatort. 10: Shotwell & Harrington`s Rettung. 11: Terrarosamassiv. 12: Doc Brown`s Amputation. 13: Pitt Lake. 14: Stave Lake. 15: Harrison Lake. 16: Sloomashee.

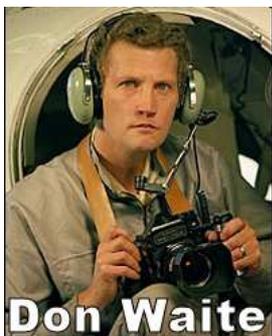
Recherchen

Als ich im Frühjahr 2002 meine kanadischen Tagebücher durchsah, bemerkte ich die damaligen Eintragungen und nutzte zur Befriedigung meiner wiedererstandenen Neugier das hilfreiche Internet. Ich las alle Eintragungen welche in irgendwelcher Relation zur Slumach - Geschichte standen. Ich orderte alle diesbezüglichen Bücher und kontaktierte einige Autoren, wodurch ich manche unveröffentlichten Informationen und Denkanstöße erhielt. Der regionale Umfang meiner Nachforschungen stand nun fest, ich benötigte sieben topographische Karten im Maßstab 1:50.000, um darin sämtliche Örtlichkeiten der Slumach - Geschichte festzustellen und alle Informationen bezüglich der landschaftlichen Gegebenheiten als solche zu verifizieren.

Im Laufe eines halben Jahres lichtete sich der Nebel aus Legenden, Irrungen, Lügen und bewusster Desinformation. Ich wusste, dass ich der Ortsbestimmung von Slumach`s Goldmine sehr nahe war. Jede neue Erkenntnis erfüllte mich mit stiller Freude. So auch die Information, dass seitens der Regierung ca. 50 Helikopterstunden und zwei Geologen finanziert wurden, um einen alten Indianertrail zwischen dem Pitt Lake und dem Lilloet River festzustellen. Das Bemühen verlief erfolglos. Da ich häufig mit indianischen Jägern in ähnlicher Landschaft unterwegs war, wusste ich nach welchen Kriterien diese Buschläufer ihren Weg wählen. Zudem bedachte ich, dass diese Leute im 19. Jahrhundert ausschließlich auf dünnen, glatten Mokassinsohlen unterwegs waren. Somit konnte ich nach kürzester Zeit den gesuchten Trail bestimmen. Ähnliche Geländeanalysen und richtige Übersetzungen der indianischen Beschreibungen sowie deren differenzierte Deutungen, führten mich näher zur Bestimmung von Slumach`s Goldlager.



Waite und Friesen



Am Anfang meiner Nachforschungen fielen mir zwei kanadische Autoren besonders auf. Beide jagten seit Jahrzehnten Slumach`s Gold hinterher und die unvollendeten Bücher der beiden schreibenden Schatzsucher waren im Internet einsehbar. Es waren Donald E. Waite und Daryl Friesen. Friesen fiel mir durch seine egozentrische Denkweise und chaotischen Praktiken auf. Don Waite profilierte sich bereits als engagierter Heimatforscher und hervorragender Luftfotograf mit einigen interessanten und gut recherchierten Büchern. Er riet mir, jede Aktivität in der Bergregion um den Pitt Lake, mit dem heutigen Chief der Katzie - Indianer abzusprechen. Darauf wollte ich mich aber keinesfalls einlassen. Mit der Kenntnisgabe meiner Absichten hätte ich mich unter der Kontrolle dieser Leute begeben. Sie wohnen am südlichen Ende des Pitt Lake und die meisten Goldsucher waren auf der Suche nach Slumach`s Gold durch ihr Gebiet gezogen, da

dort, aus der Metropole Vancouver kommend, der nächste Ausgangspunkt in die Pitt Lake Region ist. Hieß es doch bisher immer, Slumach`s Mine läge nördlich des Pitt Lake. Diese Annahme war sowieso falsch und ich wollte mich da draußen weder der Kontrolle, noch den Einflüssen dieser Leute aussetzen, also unterließ ich jede Kontaktaufnahme und plante, das Gebiet von der unbewachten nordöstlichen Seite zu betreten.

Mir schien, dass Friesen von den Erkenntnissen Don Waite`s und des kanadischen Autoren R. W. Nicholson zu profitieren wusste. Er verstand es, seine Aktivitäten mit sensationellem Nimbus darzustellen, um seine Neuigkeiten in der Schatzsucherszene zu vermarkten. Daryl Friesen bot ein E – Book des R.W. Nicholson zum Kauf an. Wieder war es ein Werk über Slumach und die historischen Abläufe dieses Landstrichs. Somit war ich hochinteressiert und unter Darlegung meiner Interessen bestellte ich das Buch. Trotz mehrfacher Nachfrage habe ich das Buch nie erhalten. Friesen hatte mein Geld und ich das Nachsehen, also wandte ich mich direkt an den Autoren meines Wunschbuches. Dieser erklärte mir dann, dass ihn bisher mehr als dreißig Menschen aus gleichen Gründen kontaktiert hätten, da alle von Daryl Friesen, auf diese Weise betrogen worden waren.



R.W. Nicholson



Wer war dieser R.W. Nicholson? Ich suchte im Internet und fand schnell einige aufschlussreiche Einträge. Er schien ein honoriger Mensch und Idealist zu sein. Per E-Mail erklärte ich ihm das Debakel um D. Friesen und meiner Buchbestellung.

Bereits nach wenigen Stunden erhielt ich seine freundliche Antwort und den Zugangscode für seine Slumach - Geschichte. Das Buch gefiel mir, da waren fleißige, akribische Recherchen genau so erkennbar, wie das ungewöhnlich, intensive Engagement dieses Autoren. Mit Nicholson`s vielfachen Informationen stellten sich mir gleichzeitig weitere Fragen, die er mit mir in hunderten E-Mails über Monate erörterte.

Mit der Zeit setzten wir uns auch über private Belange auseinander. So erfuhr ich von seinen Aktivitäten als selbstloser Retter und Fürsprecher missbrauchter Kinder und seinem vehementen Eifer auf der Jagd nach Pädophilen. Unsere intensiven Dialoge um Interpretationen, Analysen und anthropologische Besonderheiten, erbrachten viele neue Erkenntnisse und „Aha-Effekte“, sie ließen sogar das Täterbild des Charlie Slumach stetig mehr verblassen und ihn immer deutlicher zum tragischen Opfer der damaligen Kolonialjustiz werden.

Charlie Slumach

Der Mordprozess des Charlie Slumach, seine Hinrichtung, seine undurchsichtige Lebensweise und sein Gold, begründeten eine rätselhafte Geschichte die nun mehr als einhundert Jahre lang, Autoren und Journalisten beschäftigte, hoffnungsvolle Goldsucher in die Wildnis trieb und viele Opfer forderte. Eine Synthese aus Gerüchten und Spekulationen beschreiben seine fragwürdigen Aktivitäten. Durch wenige bewiesene Fakten wird seine Person für immer eine interessante Gestalt der Zeitgeschichte bleiben.

Charlie Slumach kam im 2. Viertel des 19. Jahrhunderts mit seinen Eltern an die Peripherie des heutigen Vancouver, der damals ersten Einflussphäre der „Weißen“. Hier war das Leben leichter und gleichzeitig spannender. Schließlich gab es Zucker, Salz, eiserne Messer und sonstige erstrebenswerte Dinge, von denen man in der alten Heimat, am Fuße des Berges Sloomashee (Regengott) nur träumen konnte. Sloomashee war der Name seiner



Heimat, seiner Herkunft, also benannte man die zugewanderte Familie mit diesem Namen. Unter dem Einfluss der britischen Administration wurde aus dem indianischen Sloomashee kurzerhand das englischer klingende Slumach. Um 1880/90 lebte Charlie Slumach in einer kleinen, ärmlichen Hütte am Ufer des Alouette - River, gleich am unteren Ende des Pitt – Lake. Seine nächsten Nachbarn waren die Katzie - Indianer, zu denen er durch Verschwägerung in einer gewissen Beziehung stand. Man misstraute ihm aus mehreren Gründen. Slumach war ein „Zugezogener“, alleinstehend, hinkend, verschlossen, eigensinnig, lebte traditionell ohne „moderne Errungenschaften“ und sprach nie die Sprache der Weißen. Er galt als bedrohlich – finsterner, alter Mann und verfügte manchmal über Gold. Man wusste von Slumach, dass er manchmal für Wochen und Monate in die Wildnis der Raincoast - Mountains verschwand. Seine dortigen Ziele hielt er geheim, sie blieben auch den heimlichen Verfolgern verborgen und unbekannt.

Nach seiner Rückkehr verfügte er immer über Gold, welches er in den Bordellen und Saloons von New Westminster großzügig ausgab. Slumach sprach zu Niemanden über die Herkunft seines Goldes. Es wurde berichtet, dass er unmittelbar vor seiner Hinrichtung „sein“ Gold vor fremden Zugriff sichern wollte, denn er belegte es unter dem Galgen mit einem Fluch der da lautete: „Niemand der das Gold findet, wird lange genug leben um es hinauszubringen“.

Es gab mehrere Berichte, dass seit Slumach`s Hinrichtung, dessen Geist an einem Canyon über das Gold wacht und seine Rache jeden trifft, der in diesen Bereich kommt. So irritierend diese Darstellungen auch sind, ich traf Leute welche ernsthaft an der Existenz dieser Absurdität glaubten oder diesen „Geist“ gesehen haben wollen.

Der erste überprüfbare Lebensabschnitt Slumach`s begann als er am 9. September 1890 den Halbindianer Louis Bee erschoss. Verurteilt wegen Mordes an Bee, wurde Slumach am 16. Januar 1891 im Provinzgefängnis von New Westminster gehängt.

In den Archiven der Gerichte und der Provinzregierung sind keine Akten vom Mordprozess mehr auffindbar. Meines Wissens sind die Originale vor ca. dreißig

Jahren, auf dem Weg nach Ottawa, in das Zentralarchiv verschwunden. Dem kanadischen Autoren Donald E. Waite wurde eine Abschrift angeboten, dieser hatte aber „gerade in dem Moment kein Kleingeld für den Fotokopierer!“

Im Archiv der Bibliothek von New Westminster fand ich eine Originalzeitung aus dieser Zeit, mit einem kurzen Bericht über den Verlauf des Mordprozesses. Für mich war das der erste Beweis, dass der Legendenbegründer Charlie Slumach wirklich existiert hat. In mehreren Berichten der damaligen Zeit heißt es, dass Slumach aus nicht bekannten Gründen den Halbindianer Louis Bee erschoss. Zwischen den Beiden bestand eine lange schwelende Feindschaft. Eine Feindschaft, die unglücklich und tragisch für beide Beteiligte endete.

Ohne die Gerichtsakten ist es nicht möglich, das offizielle Tötungsmotiv heute verbindlich zu benennen.

Meine Recherchen ergaben, dass Slumach offensichtlich im Prozess sehr benachteiligt wurde. Er sprach kein Englisch und benötigte den Dienst eines gerichtlich bestellten Übersetzers. Durch diesen Umstand konnte sich Slumach nur bedingt artikulieren und wurde auch nur bedingt verstanden. Somit führten Annahmen und Unterstellungen zur Urteilsfindung und damit zu weiteren Gerüchten. Slumachs Verteidigung benannte eine einzige Zeugin, Slumach`s Tochter Mary. Sie benötigte ebenfalls einen Gerichtsübersetzer. In ihrer Aussage vom 5. November 1890 ersuchte sie um Aufschub bis zur nächsten Gerichtssitzung. Sie erklärte, dass dann die Aussagen einer Mary Moody und einer Florence Reid, für Slumach`s Verteidigung entscheidend wären. Es existiert keine Information ob Slumach`s Verteidiger diesen Antrag unterstützte oder ob das Gericht diesem Antrag stattgab.

Es scheint so, dass alle beteiligten Parteien diesen Antrag einfach ignorierten und übergingen. Slumach äußerte in seiner Vernehmung, dass er seit langem kontinuierlich von Louis Bee verfolgt und bedrängt wurde. Er sagte auch, dass er in einer permanenten Angst vor dem gewalttätigen Bee gelebt hätte.

Das Gericht verfolgte diese Erklärung nicht weiter. Etwaige Gründe für Bee`s Aggressionen gegen Slumach wurden nicht gesucht und man übergang das Thema. Es wurde festgestellt, dass Slumach dem Louis Bee mit einem einschüssigen Vorderlader - Gewehr in die Brust schoss und dann in die Wildnis floh, um damit der Festnahme zu entgehen. Einige Wochen nach dem Mord wurde Slumach am Pitt Lake ohne Gegenwehr festgenommen. Die behördlichen Ermittlungen erbrachten keinerlei Zusammenhang zwischen dem Mordfall und den Gerüchten um Slumach`s geheimen Goldvorrat. Slumach`s Rechtsanwalt benannte

zwei Indianerinnen als Zeuginnen. Sie wurden lediglich als Lucy und Kitty benannt. Ihre Aussagen sollten entscheidend für Slumach`s Verteidigung sein. Warum der Anwalt hier eine Vertagung des Gerichtes forderte aber nicht im Falle von Slumach`s Tochter Mary, wird immer ein Rätsel bleiben. Während des gesamten Prozesses erklärte Slumach immer wieder seine Unschuld. Er behauptete er hätte Bee in Notwehr erschossen. Bee und sein indianischer Begleiter Charlie Seymour wären betrunken gewesen. Er sagte, er hätte am Ufer des Pitt - Lake gestanden und



Einheimische beim Fischen beobachtet. Bee hätte ihn aus dem Boot bereits beschimpft und verflucht. Schließlich wäre der betrunkene Bee aus dem Kanu gesprungen und hätte ihn mit einer Fischkeule attackiert, dabei hätte er gebrüllt: „/ chop your Head off!“

Die indianischen Tatzeugen erklärten vor Gericht, dass niemand betrunken gewesen wäre und Slumach völlig unprovokiert geschossen hätte. Der Zeuge Charles Seymour erklärte am 3. November 1890:

„Ich hatte an dem Tag keinen Alkohol getrunken. Ich war den ganzen Tag mit Louis Bee zusammen und er hatte auch keinen Alkohol getrunken. Es war auch kein Alkohol in unserer Nähe!“

Es ist kurios, dass seitens der zur Tatzeit anwesenden Frauen keine Aussage getätigt wurde. Weiter ist es kurios, dass die Frauen die von Slumach`s Anwalt als Zeuginnen benannt wurden, ignoriert oder vom Gericht nicht zugelassen wurden. Slumach`s einziger Zeuge zu seiner Verteidigung war Slumach selbst. Es entsteht der Eindruck, dass Slumach dem Gericht als Mörder geeignet schien. Er repräsentierte den traditionellen Indianer, der nicht erkennbar dem europäischen Einfluss unterlag sondern in der Tradition seiner angestammten Kultur lebte.

Rückblickend behaupte ich, dass man Slumach im Prozess das geltende Recht vorenthielt. Er wurde mehr willkürlich und aus rassistischen Motiven, als aus fundierten juristischen Gründen verurteilt. Slumach wurde Opfer einer überheblichen Kolonialjustiz, welcher auch andere Indianer, Afroamerikaner oder Chinesen zum Opfer fielen. Die fragwürdigen Verhandlungsumstände führen

mich zu dem Schluss, dass Slumach zu unrecht als Mörder verurteilt wurde. Es ist durchaus denkbar und naheliegend, dass die Tatzeugen jeglichen Besitz von Alkohol in ihrem Umfeld abstritten, da zu jener Zeit den Indianern der Besitz von Alkohol verboten war und Verstöße, seitens der Regierung streng bestraft wurden. Viele Beispiele solcher Affären sind heute in öffentlichen Archiven vorzufinden. Bislang sind keine Dokumente aufgetaucht, die Slumach vor seinem Tod mit Gold in Zusammenhang bringen. Durch diesen Mangel bleiben viele Fragen ungeklärt. Es wird auch behauptet, dass Slumach mehrere Frauen mit der Aussicht nach Gold in die Wildnis gelockt hätte. Im Herbst wäre er jedoch immer alleine zurückgekehrt. Seine Frau hätte er im Boot erstochen und in den Pitt Lake geworfen. Die Leiche wurde tatsächlich mit einem Messer im Rücken gefunden. Der Fall wurde von einem Constabler aber ergebnislos untersucht. Auch von diesen Dingen existieren keine Dokumente.

Nach Slumach`s Verurteilung verbrachte sein angeheirateter Onkel, der Katzie – Chief und Baptistenprediger Peter Pierre, eine Woche mit Slumach in der Todeszelle. Er galt als gesetzlich tolerierter „religiöser Beistand“ und bekehrte Slumach zum christlichen Glauben. Er war auch Zeuge der Hinrichtung. 1978 äußerte seine Tochter Amanda



Indianerfrauen um 1890



Peter Pierre

Charney in einem Interview zu Don Waite, Charlie Slumach habe ihrem Vater kurz vor der Hinrichtung die Lage der Goldader auf der Zellenbank aufgezeichnet. Peter Pierre hätte somit die genaue Örtlichkeit gekannt. Diese Aussage muss ich in Frage stellen, da Peter Pierre lange Jahre in den nahen Bächen um den „second Canyon“ nach Silber suchte und nie ein wohlhabender Mann war.

Diese Slumach - Geschichten bleiben fragwürdig und basieren eher auf den alten Presseartikeln unterschiedlicher Zeiten und Zeitungen sowie daraus resultierenden Gerüchten, als auf bewiesenen Tatsachen. Es mag sein, dass Slumach alleinstehende Frauen aus New Westminster mit in die Wildnis nahm und ohne diese zurückkehrte. Einiges deutet darauf hin, dass er die Frauen zu den Port Douglas – und den Lillooet - Indianern brachte, um sie dort gegen Gold einzutauschen.

Seinen Nachbarn war er immer ein Rätsel, man war neidisch und misstrauisch. Wieso konnte Slumach vollkommen unbeschadet durch die Gebiete der Nachbarstämme ziehen? Für Jeden von ihnen würde eine derartige Gebietsverletzung mit seiner Ermordung durch die dortigen, angestammten Indianer enden.

Ein solches, offensichtliches Privileg des freien Zutritts, konnte nur zustande kommen, wenn die Gebietsherren gewisse, höherwertige Vorteile von dem Eindringling zu erwarten wussten. Nach Slumach`s Tod kam es nach wenigen Monaten zu schweren Streitigkeiten zwischen den Bewohnern der beiden abgelegenen Orte. Offensichtlich bestand wieder ein Mangel an heiratsfähigen Frauen und der Bedarf an „fremdem Blut“ konnte nach Slumach`s Tod nicht mehr ohne Gewalt gedeckt werden. Jahrzehnte zuvor wurde dieser Bedarf am unteren Fraser - River oder am Pitt Lake durch Frauenraub und Entführungen ausgeglichen. Musste man nun diese fragwürdige Tradition weiter fortführen? Erst die Hudson Bay Company, als Vertretung der englischen Kolonialinteressen, machte diesem Treiben gewaltsam ein Ende.

W. Jackson

1903 kam W. Jackson aus Kalifornien um Beschäftigung bei einer der zahlreichen Mining-Companys zu finden. Offensichtlich gelangte er in die Tipella-Fire-Mountain-Region. Nach kurzer Zeit verfügte er über genügende Informationen hinsichtlich der regionalen Goldvorkommen. Er hatte bereits einschlägige Erfahrungen, schließlich war er vorher bereits auf den Goldfeldern im hohen Norden tätig. Nach einigen Wochen in der Wildnis wurde Jackson krank. Die Strapazen, die Entbehrungen und der Hunger hatten ihn stark geschwächt. Er wollte bereits seine Suche aufgeben, als er auf einem Bergrücken stand und einen Bach bemerkte, der im Boden verschwand und dessen Wasser weißlich gefärbt war. Er sah, dass der Bach vollkommen im felsigen Boden verschwand. Nach mühevolem Abstieg traute er seinen Augen nicht, auf dem Boden des Bachbettes lagen Goldnuggets von Walnussgröße. Da er seine schnelle und reichhaltige Ausbeute nicht transportieren konnte, versteckte er den Großteil seines Goldes am Fuß eines zeltförmigen Felsens. Dann machte Jackson sich auf den beschwerlichen Weg in die Zivilisation. Er äußerte später, dass er bis zum Ufer des Pitt - Lake drei Tage benötigt hatte. Bei gesunder Kondition hätte er nur zwei Tage benötigt.

Am Ufer des Pitt - Lake wurde er vom bootsfahrenden Katzie - Chief und Baptistenprediger Peter Pierre, Slumach`s Onkel und dessen Frau entdeckt. Letztere erschrak beim Anblick Jacksons derart, dass sie laut aufschrie, als sie den

verwilderten Mann, der nur notdürftig mit rohen Tierfellen bekleidet war, am Seeufer winken sah. Peter Pierre nahm sich des kranken Mannes an, und brachte ihn am anderen Seeufer in die rettende Zivilisation. Während der Bootsfahrt erzählte Jackson, dass er aus San Francisco stamme und im Norden Gold gesucht hätte, dann beschrieb Jackson verschiedene Erlebnisse. So unter anderem, dass er Gold gefunden habe. Er führte einen selbstgenähten Beutel mit, in welchem sich Goldnuggets befanden. Dazu erklärte am 26. April 1978 Amanda Charnley, die Tochter des Peter Pierre:

"...Mr. Jackson from California, he told my Father "I landed the stuff, there's lots of it there. I got some in this packsack, samples to take home." He meant gold!"

Sehr wahrscheinlich verstarb Jackson einige Monate später in San Francisco, während der damaligen Grippe - Epidemie. Er hinterließ bei der „Bank of British North America“ ein Guthaben von etwas mehr als 8.000,- Dollar und verschickte einen Brief, welcher seit damaliger Zeit als „Jackson Letter“ bekannt wurde. Bei diesem Brief handelt es sich um Jackson`s Wegbeschreibung zu seinem Golddepot und dem Goldcreek. Als Jackson den Brief verfasste, war er offensichtlich



durch Krankheit stark geschwächt. Manches deutet auf schwächebedingte Interruptionen und fiebrig - phantasievolle Schwärmerei hin. Kurz vor dem ersten Weltkrieg tauchte der Brief zum ersten Mal in der Gegend um Vancouver auf.

Anfänglich soll eine Skizze, auf einem Lederlappen gezeichnet, zusammen mit dem ergänzenden Brief verkauft worden sein. Dann wurden der Brief und die Skizze getrennt verkauft. Schließlich wurde der zerschlissene und kaum noch lesbare Brief in den zwanziger Jahren in einem staatlichen Büro abgeschrieben und beglaubigt. Die Skizze diente zwei Goldsuchern als Hoffnungsträger, als diese sich auf den Weg in die Wildnis machten. Sie waren dem Land nicht gewachsen und kamen beinahe um. Während ihrer, durch Hunger motivierten Heimkehr, verloren sie die Skizze. Der Brief wurde in den damaligen Jahren noch mehrfach verkauft. Auch Abschriften mit inhaltlichen Fälschungen wurden in den Spelunken verschachert. Die beglaubigte Abschrift aus des Ministry of Mines liegt im Tresor eines texanischen Sammlers. Der Wahrheitsgehalt dieses Schreibens wird von anerkannten Experten, wie zum Beispiel dem kanadischen Ex - Minister und populären Autoren „Bill Barlee“ nicht angezweifelt.



Somit war Jackson nach Slumach eine weitere Person, welche der wilden Gegend nordöstlich des Pitt Lakes Gold abgerungen hatte.

Der "Jackson Letter"

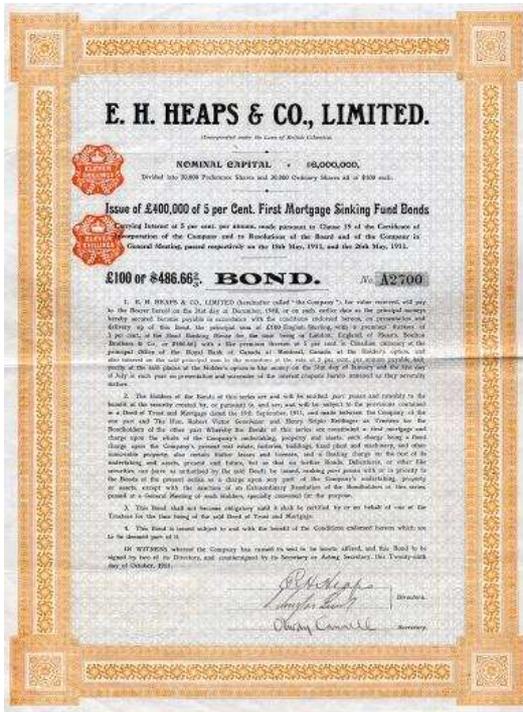
" I had been out over two months and found myself running short of grub. I lived mostly on fresh meat for one cant carry much of a pack in those hills. I found a few very promising ledges and colours in the little creeks but nothing I cared to stay with. I had almost made up my mind to light out the next day. I climbed to the top of a sharp ridge and looked down into a valley or canyon about one mile and a half long, and what struck me as singular, it appeared to have no outlet for the little creek that flowed at the bottom. Afterwards I found that the creek entered unknown and was lost. After some difficulty I found my way down to the creek. The water was almost white, the formation for the most part had been slate and granite, but there I found a kind of schist slate formation. Now comes the interesting part. I had only a small prospecting pan but I found colours at once right on the surface, and such colors they were. I knew then that I had struck it right at last. In going upstream



I came to a place where the bedrock was bare, and there, you could hardly believe me the bedrock was yellow with gold. Some of the nuggets was as big as walnuts and there were many chunks carrying quartz. After sizing it up, I saw there was millions stowed around in the little cracks. On account of the weight, I buried part of the gold at the foot of a large tent shaped rock facing the creek. You can't miss it. There is a mark cut out in it. Taking with me what I supposed to be ten thousand dollars but afterwards it proved to be a little over eight thousand. After three days hard travelling, it would not have been two days good going, but the way was rough and I was not feeling well, I arrived at the lake and while resting there was taken sick and have never since been able to return, and now I fear I never shall. I am alone in the world, no relatives, no one to look after me for anything. Of course I have never spoken of this find during all this time for fear of it being discovered. It has caused me many anxious hours, but the place is so well guarded by surrounding ridges and mountains that it should not be found for many years, unless someone knew of it being there. O, how I wish I could go with you to show you this wonderful place, for I cannot give you any exact directions, and it may take a year or more to find. Don't give up but keep at it and you will be repaid beyond your wildest dreams. I believe any further directions would only tend to confuse it, so I will only suggest further that you go alone or at least take only one or two trusty Indians to pack food and no one need know but you are going on a hunting trip until you find the place and get everything for yourself. When you find it and I am sure you will, should you care to see me, advertise in the Frisco Examr, and if I am living I will either come to see you or let you know where to find me, but once more I say to you, don't fail to look this great property up and don't give up until you find it".

Yours truly W. Jackson

Shotwell & Harrington



Im November 1911, die Region lag bereits unter einer Schneedecke, erschienen die beiden Prospektoren Shotwell und Harrington im Büro der Firma „Heaps & Co.“, in der Nähe des Dörfchens Ruskin, nahe am südlichen Ende des Stave - Lake. Sie waren ausgehungert, verdreht und am Ende ihrer Kräfte. Sie behaupteten, sie kämen aus der Stave - River Region, östlich des Pitt Lake und hätten Gold gefunden. Zum Beweis zeigten sie einen großen, schlauchartigen Lederbeutel voller Goldnuggets. Man bot ihnen Nahrung, Bademöglichkeiten und Betten. Man besorgte ihnen auch die gewünschten Eisenbahnfahrkarten und ließ die Beiden sämtliche gewünschten Dienstleistungen mit dem kürzlich gefundenen Gold bezahlen. Am nächsten Tag begaben sie sich Richtung Westminster, wo der erschöpfte Shotwell, etwa vier Wochen später nach

unbekannter, schwerer Krankheit verstarb. Von Harrington wurde nie wieder gehört. Damit zeigte sich zum dritten Mal, dass die Region größere Goldmengen beinhaltet.

„Volcanic“ „Doc“ Robert Allen Brown

Im November 1931 fand ein Suchtrupp unter Leitung des Forstbeamten G.C. Stevenson, nahe des Stave Glacier, das unter Schneelast zusammengebrochene Zelt des dreiundachtzigjährigen „Volcanic“ „Doc“ R. A. Brown. Im Zelt fanden sie elf Unzen Gold in einem Marmeladenglas. Das Gold war offensichtlich aus einer Gold - Quartzader ausgebrochen worden. Seine geladene Flinte und einige Habseligkeiten lagen ebenfalls im Zelt. Wo war Brown? Er war seit 41 Tagen alleine unterwegs und seit zwei Wochen überfällig. Der erfahrene Prospektor hätte sich nie allzu weit von seiner Flinte getrennt. Wenige Jahre zuvor entdeckte er eine gewinnträchtige Kupfermine und verkaufte diese für, die damals gewaltige Summe von, achtzigtausend Dollar. Er galt als heilkundiger „Herbalist“, der während er nach wertvollen Mineralien suchte, gleichzeitig nach Heilkräutern



Ausschau hielt. Diese Fähigkeit und seine Hilfen bei Schwangerschaftsabbrüchen im Honky – Tonk Milieu brachte ihm den zusätzlichen Namen „Doc“ ein. Sein Unternehmungsgeist und seine Energie verhalfen ihm zu dem zweiten Spitznamen „Volcanic“. Er hätte sich ein ruhiges Leben gönnen können aber nein, sein Entdeckertrieb ließ in nicht zur Ruhe kommen und trieb ihn immer wieder hinaus in die Wildnis. Im Vorjahr galt er ebenfalls als vermisst und man fand ihn über einem Gletscher humpelnd. Er hatte mit seinem Taschenmesser eine durch Frost abgestorbene Zehe amputiert. Auf nebenstehendem Bild ist sein verbundener Fuß zu erkennen. Er sprach häufig von einer Platinader, welche er zur Krönung seines Lebens noch finden wollte. Am Oberlauf des Stave - River fand man 1983 einen Ofen aus Steinplatten und Erde konstruiert. Hatte er hier sein Gold eingeschmolzen und von Schmutz und den Quarzanhäufungen getrennt? Etwa drei Kilometer weiter wurde sein Bronze – Mörser mit dem Stampfer gefunden. Darin zerstampften die Prospektoren ihre Goldfunde, um so die Quarz vom Reingold zu trennen. Brown wurde nie gefunden. Ich ersehe es als sehr wahrscheinlich, dass Brown vom ersten Schnee überrascht wurde. Dort wo er das Gold ausgebrochen hatte, tritt eine Ader zutage, deren Verlauf er in dem Berghang folgte und weiter ausgrub. Sein hohes Alter und der harte Boden ließen ihn nur langsam vorankommen aber nach einigen Tagen wird er wohl einen Stollen, zumindest ansatzweise, in den Berghang getrieben haben. Kleiner Stollen oder kleine Höhle, wo ist da der Unterschied? Der erste Schneefall treibt die Grizzlybären dazu, ihre Höhlen aufzusuchen oder sich welcher zu bemächtigen, um darin die nötige Unterkunft für den Winterschlaf zu finden. Doc Brown wird eines Morgens nichtsahnend seinen Stollen betreten haben und war damit chancenlos dem sofort attackierenden Grizzly ausgeliefert. Der Fundort von Doc Brown`s letztem Camp wurde als Porcupine Valley, nahe des Stave - Glacier bezeichnet. Weder in den heutigen Karten noch in den Archiven, ist eine solche Bezeichnung zu finden. Der präzise Fundort wurde weder in den Berichten der Forstbehörde, noch in den Unterlagen der Polizei erwähnt. Man wollte mittels dieser Verschwiegenheit, weitere Suchaktionen oder Todesopfer unter goldgierigen Nachahmern vermeiden. . Die Landschaft um den südöstlichen Stave - Glacier lässt nur zwei Täler zu, welche als damaliges „Porcupine Valley“ gelten konnten, da nur an diesen Stellen Nadelholzbäume stehen, deren Rinde wiederum den Porcupines, den Stachelschweinen, als Hauptnahrung dienen, nur an diesen Orten bestand die Chance, Porcupines anzutreffen und daraus resultierend, die Gegend dementsprechend zu benennen. Skeptiker gehen mit ihren Vermutungen soweit, dem Suchtrupp zu unterstellen, Doc Brown mit einem großen Goldfund angetroffen und ihn deswegen ermordet und beraubt zu haben.



Als Brown im November 1931 von seiner Goldsuche nicht zurückkehrte, war der vorgesehene Zeitrahmen seiner Exkursion bereits um einige Wochen überzogen. Ein

Suchtrupp wurde zusammengestellt. Police - Constable Spud Murphy, Wildhüter George Stevenson und die erfahrenen Trapper Bill und Leroy McMartin wurden ausgesandt, um den alten Goldsucher aus dem verschneiten Gebirge zu retten. Im Winter zuvor, hatte der abgebildete Suchtrupp ebenfalls den vermissten Doc Brown gesucht und ihn schließlich auf einem Gletscher gefunden.



Drei lange Wochen erkämpften die Männer ihren Weg durch das raueste Gebiet Britisch Kolumbiens. Sie ertrugen die unbarmherzigen, grausamen Winterstürme, Schlaflosigkeit und Hunger, bevor sie den Entschluss fassten, die Suchexpedition abzubrechen. Für ihre Menschlichkeit, ihren Idealismus und ihre persönliche Verbundenheit zu „Doc“ Brown, die sie unter diesen außergewöhnlichen Umständen zu solchen Leistungen motivierte, verdienen diese Männer den Respekt und die Hochachtung eines Jeden, dessen persönliche Erfahrungen eine seriöse Einschätzung dieser harten Gegebenheiten zulassen.

Mit Doc Brown´s Goldfund bestätigte sich zum vierten Mal, dass Goldvorkommen in der Region offen zutage treten.

G. „Stu“ Brown

Im August 1981, erklärte der pensionierte Supervisor der Surveys Section / Plant Protection Division, G. Stuart Brown, dem Buchautoren Donald E. Waite, dass er ein reiches Goldvorkommen in der näheren Region zwischen dem Pitt Lake und dem Harrison Lake gefunden hätte. Er schätzte den Ertragswert seines Fundes mindestens auf eine Milliarde Dollar und maximal auf zwanzig Milliarden Dollar. Brown wusste dass Waite sich in der Slumach Geschichte engagiert hatte und erhoffte von diesem Unterstützung. Aus Furcht vor Repressalien seitens der Regierungsstellen hatte er „nur“ einige Kilogramm Gold abtransportiert. Seine Ersuchen an den Premierminister, den zuständigen Minister und ministerielle Stellen, um die Erlaubnis, oberflächlich liegende Materialproben zu bergen, mit den Hinweisen auf seinen Fund und dessen Wertumfang, wurden stetig ausweichend und in der Konsequenz ablehnend beantwortet. Der umfangreiche Schriftwechsel liegt hier vor. Wenn man bedenkt, dass der honorige Stu Brown als Supervisor einer staatlichen Behörde einen untadeligen Ruf hatte, so bestand kein Grund, seine Angaben, besonders wenn sich diese unmittelbar an seinen Dienstherrn richteten, anzuzweifeln. Unter Berücksichtigung dieser Tatsache, vermittelt das Lesen der Briefe den Eindruck einer Farce, zumindest einer Glosse, besonders wenn man anhand der Briefköpfe die Hochrangigkeit der Korrespondenten beachtet. Einzelne Schreiben an die zuständigen Minister und deren Behörden mit diversen Ersuchen um Legitimation, legte er dem staunenden Don Waite vor. Brown fühlte sich aus gesundheitlichen Gründen alleine außerstande, den schweren Anstieg zu bewältigen um die Fundstelle wieder aufzusuchen und einigte sich mit Waite bezüglich einer

Bergung des Goldes. Der erste Versuch wurde nach etlichen Meilen abgebrochen, weil Waite's neue Schuhe drückten. Der zweite Versuch wurde abgebrochen, weil Don Waite eigenständig und ohne vorherige Absprache mit Stu Brown, einen befreundeten Journalisten informierte, und diesem einen Anteil an Stu Brown's Fund versprach. Einem Helikopterpiloten versprach Waite ebenfalls ohne Zustimmung von Brown einen Anteil um auf diese Weise die Flugkosten einzusparen. Als der Journalist Stu Brown anwies, er solle gefälligst hinten im Helikopter Platz nehmen, war dieser in seinem Stolz derart verletzt und verärgert, dass er während des Suchfluges seinen Fundort nicht mehr wiederfinden konnte. Später erklärte er seinem und meinem kanadischen Freund und Buchautoren R.W. Nicholson, dass er diesen unverschämten Leuten den Fundort nicht offenbaren wollte. Das Gold des Stu Brown ist der fünfte Beweis für ein reiches, unentdecktes Goldvorkommen.



Plant Protection Division,
767 Sir John Carling Bldg.,
OTTAWA, K1A 0C5

August 20, 1974.

Director of Parks,
Department of Lands, Forests and
Water Resources,
Parliament Buildings,
Victoria, B.C.

Dear Sir:

As a former resident and active forest survey officer in British Columbia, I came to know many areas of your province very well. During forest survey work, I became interested in minerals and for several years carried a prospector's licence.

My work in Ottawa has continued to involve me in surveys in all provinces. During one such survey I took a couple of days for hiking and have discovered a very startling find. I have kept my information entirely secret because of its location and value and would like it that way until something concrete develops.

The find I estimate at a value of well over one billion dollars, probably as high as twenty. However, it is within the borders of a provincial park. Would it be possible to obtain a special permit to enter the park and remove surface samples for analysis and evaluation?

If this is to be pursued further this year, there is some urgency, as weather conditions and terrain make winter travel very difficult and dangerous. Would you please forward as soon as possible some indication of what your department might feel regarding the issuing of such a special permit. Samples could then be obtained and the matter taken from there. I realize there are many things involved but cannot see that the removal of a few surface samples for analysis could affect the value of the park. Further considerations could be weighed after the analysis and evaluation of the find.

I doubt if anyone has ever had to sit on anything like this before!

Yours truly,

G. Stuart Brown
Supervisor, Surveys Section
Plant Protection Division

P.S. Please reply to my home address: 2713 Norberry Crescent, Ottawa, Ont.
K1V 6N3



Province of British Columbia

OFFICE OF THE PREMIER

October 12th, 1978

File No: 20-1

Mr. G. Stuart Brown,
2713 Norberry Crescent,
Ottawa, Ontario.
K1V 6N3

Dear Mr. Brown,

Thank you for your letter of September 4th, 1978, and the information respecting your discovery of gold in Garibaldi Provincial Park. The legend of the lost gold mine in that general area is not unknown to me and I am interested in your extension of the story.

Unfortunately, parks which are created to preserve natural values for recreational enjoyment are not open for mineral development. I recognize that your discovery places you in a difficult position, but I am not in a position to allow mining in Garibaldi Park or to compensate you for past expenses in researching and prospecting in this area.

Yours sincerely,

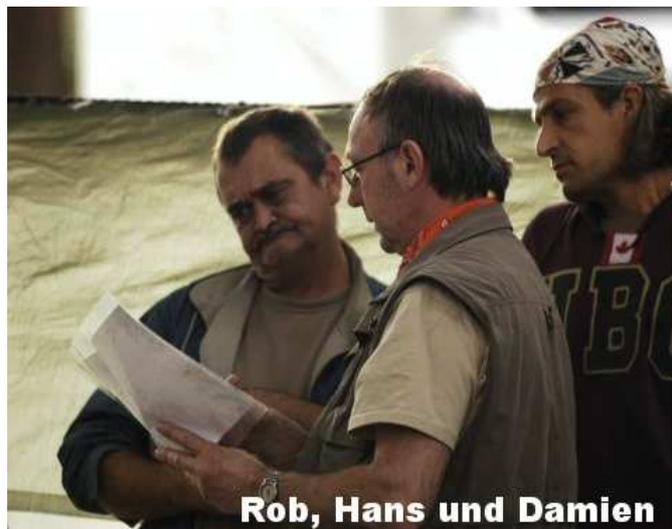
A handwritten signature in cursive script that reads "Bill Bennett".

W. R. Bennett
Premier

R. W. „Rob“ Nicholson der Goldsucher

Ein Jahr später wollten Brown und Nicholson gemeinsam den Anstieg zum Gold unternehmen. Sie verbrachten die Nacht in der Nähe des Lilloet – River in einem PKW. Während dieser Nacht kam es zu außergewöhnlich starken Niederschlägen. Die sintflutartigen Regenfälle ließen die Bäche weit über die Ufer treten, weichten den Boden stark auf, und ließen einen Anstieg in die Bergregion nicht zu. Vorher hatte Brown auf die Nutzung eines zweiwöchigen Zeitfensters, in der letzten Septemberhälfte bestanden, da zu dieser Zeit in den Gletscherregionen das Eis am weitesten zurückgeschmolzen ist, wobei Anfang Oktober mit neuem Schneefall zu rechnen ist. Da innerhalb dieser kurzen Zeitspanne eine zweite Exkursion nicht möglich war, beschlossen beide, im folgenden Jahr das Unternehmen erneut anzugehen. Aber im Laufe der folgenden Monate verschlimmerte sich das Parkinson'sche Leiden des Stu Brown derart stark, dass er körperlich zu einer solchen Unternehmung nicht mehr in der Lage war. Da Rob Nicholson die Freundschaft und das Vertrauen des Stu Brown genoss, und diesem die Hälfte der voraussichtlichen Ausbeute versprach, benannte Stu Brown ihm die präzisen Gegebenheiten der Goldlagerstätte. Diese verbale Einweisung wurde von Nicholson per Tonbandaufnahme dokumentiert (das Tondokument liegt hier vor). Nun begab

Rob Nicholson sich alleine auf den beschwerlichen Weg durch die dschungelhaften Täler, bis in die eisige Gletscherregion. Es war gegen Mittag und nur wenige Meter vor dem Goldcanyon, seinem Ziel, als er eine geisterhafte Vision auf sich zukommen sah, die Horrorgestalt verspernte ihm nicht nur bedrohlich den Weg. Ihr Aussehen ändernd, kam sie ohne Bodenberührung auf ihn zu. Nicholson packte die Panik und er lief davon. Danach verbrachte er, zur Behandlung seiner Herzrhythmus –



Rob, Hans und Damien

störungen, vier Wochen in einem Hospital. Vermutlich hatte Rob Nicholson in den Bergen unwissentlich vom arsen- und quecksilber - kontaminierten Wasser getrunken. Hinzu kamen die großen körperlichen Strapazen des Aufstiegs unter der mittäglichen Sonne. Beide Kriterien könnten die Ursachen möglicher Halluzinationen gewesen sein.

Das damalige Ereignis hat den sehr rationalen, gebildeten und geradlinigen Mann derart nachhaltig berührt, dass er den Schock bis heute noch nicht gänzlich überwunden hat und um Nichts in der Welt den Ort jemals wieder aufsuchen wird.

Unsere 1. Slumach - Expedition

Die Slumach - Story war mir seit 1987 geläufig. Im Jahr 2002 nahm ich die intensiven Recherchen auf. Nun war das Internet mit seinen Möglichkeiten eine wesentliche Informationshilfe und nach kurzer Zeit hatten meine Nachforschungen ein umfangreiches Dossier ergeben. Ende des Jahres gesellte sich Detlef Wetzeler hinzu. Wir kannten uns bereits etliche Jahre, hatten auch gemeinsame Freunde, wussten aber bis dato nichts von der eher seltenen Neigung des Anderen, zu dieser



gemeinsamen Interessenssphäre. Sein Beruf als Systemadministrator erleichterte unsere gemeinsamen Nachforschungen gewaltig. Wir kontaktierten Rob Nicholson, als vertrauensvollen Teilhaber unserer Recherchen und es begann ein intensiver Informationsaustausch. Heute kann ich behaupten, dass sich aus unseren gemeinsamen Ansichten, Meinungen und Grundsätzen eine fundierte Freundschaft entwickelte. Im



Laufe des Jahres 2003 verdichteten sich unsere maßgeblichen Informationen derart, dass wir dem Geheimnis um die Goldlagerstätte sehr nahe waren. Rob bestätigte, dass die von uns ermittelte Örtlichkeit mit dem Fundort des „Stu“ Brown identisch sei. Daraufhin planten wir eine Expedition um uns vor Ort von der Richtigkeit unserer Recherche zu überzeugen. Wir stellten ein siebenköpfiges Expeditionsteam zusammen. Gewiss verfügten diese Leute über gewisse Fähigkeiten und ich nahm auch verhalten – optimistisch während der häufigen Trainingstage in den Ardennen ihre Bemühungen zur Kenntnis, aber den erwünschten Enthusiasmus konnte ich nie feststellen und mir war aus den Erlebnissen vergangener Jahre sehr bewusst, dass ein großes Maß an Begeisterung erforderlich war, um damit in kommenden Zeiten den hohen physischen und psychischen Belastungen entgegenzuwirken.

Alle erforderlichen Basisfähigkeiten wurden eingeübt und immer mehr verfeinert. Allmählich machte die erwünschte Routine sich bemerkbar und eine freundschaftliche Verbundenheit wurde unter den, bis dahin fremden Männern, spürbar.

Ich schloss einen Vorvertrag mit einer Produktionsfirma zwecks späterer Verfilmung unserer Unternehmungen und nach der Vervollkommnung unserer Ausrüstung durch unseren Sponsor, dem Outdoor - Markt Trans Globe, starteten wir die Expedition bereits Mitte Juli 2003, wegen der Unternehmungen des konkurrierenden Schatzjägers D. Friesen, hatten wir unsere Abreise um zwei Wochen früher, als ursprünglich geplant, vorverlegt.

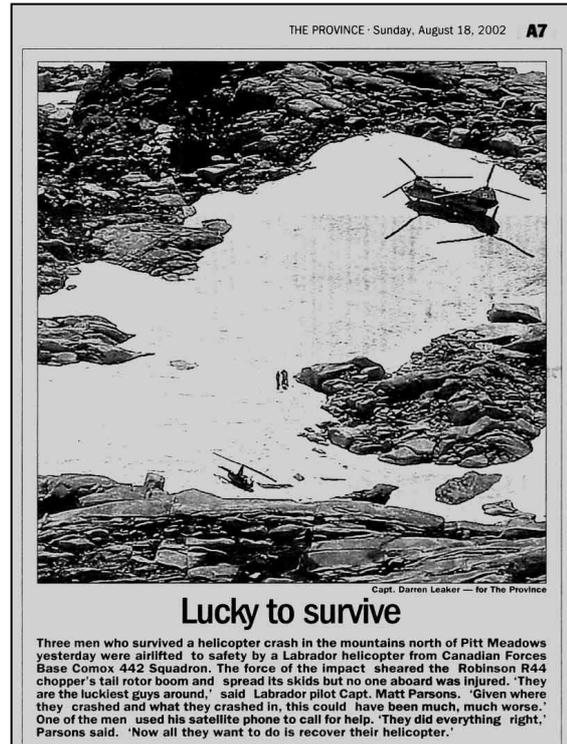
In Kanada gelangten wir über Schotterpisten und „Bushroads“ ans Ende aller Wege, an den Rand der absoluten Wildnis. Etliche Reifenpannen machten uns deutlich, dass man die Segnungen dieses „God`s Country“ nur erfährt, wenn man selber die Initiative ergreift, auch wenn die Umstände ungünstig erscheinen. Als wir unser Basiccamp aufschlugen waren wir nur 24 Km von unserem Zielort entfernt. Der Campaufbau ging routiniert voran aber die allgegenwärtigen Mosquitos waren einigen Männern neu und nach wenigen Sekunden hörte man die ersten Flüche. Wir warfen modriges Holz in das Campfeuer um gehörigen Qualm zu erzeugen und

somit zumindest in unmittelbarer Umgebung des Feuers die lästigen „Bugs“ fernzuhalten. Am nächsten Morgen gingen wir los. Wir folgten bergan einem achtmeterbreiten Flusslauf welcher in der Nähe unseres Zielgebietes entsprang. Wir schlugen mit der Machete unseren beschwerlichen Weg frei. Die üppige Vegetation dieser Raincoast - Mountains erinnerte an südamerikanische Dschungelverhältnisse. Die hohe Luftfeuchtigkeit und die Tagestemperatur von weit über 30° C machte uns zu schaffen. Quälende Mosquitoschwärme umgaben uns dauernd und verdoppelten ihre Anzahl sobald wir stehenblieben. Umgestürzte Baumriesen, Sümpfe, Geäst sowie Dornen und leichtbedeckte Bodenlöcher, erschwerten unser Vorwärtskommen. Wir bewegten uns aufmerksam und sorgfältig. Schließlich

drangen wir in die Heimat von Grizzlybären und Berglöwen vor. Eine zusätzliche Gefahr drohte seitens unseres Konkurrenten D. Friesen, hatte doch Rob Nicholson noch warnend erwähnt, dass Friesen mich dort draußen erschießen würde, da er jegliches Goldvorkommen als sein eigenes ansehen würde. Dieser Verrückte war vor einem Jahr in den Raincoast - Mountains, auf der Suche nach Slumach's Gold, mit dem Helikopter abgestürzt. In seinen Äußerungen bezeichnete er das Unglück als Warnung von Slumach's Geist.

Trotz aller Aufmerksamkeit verhinderte der dichte Bewuchs manchmal den Sichtkontakt zum Fluss und somit blieb eine wichtige Flussgabelung vorerst verborgen. Da beide Wasserläufe etwa aus der gleichen Richtung kamen, blieb der Fehler unbemerkt. Mehrere Seitenbäche wurden durchquert. Manchmal waren deren Einmündungen zwanzig und mehr Meter weit versumpft oder wegen haushoher Haufen aus entwurzelten Bäumen unpassierbar und wir mussten den Bachläufen bergauf folgen, um weiter oberhalb bessere Übergangsmöglichkeiten zu finden. Die Massen und die Kräfte des Schmelzwassers hatten in Jahrtausenden tiefe Schluchten gegraben. Die Vegetationsdichte begrenzte unsere Sicht kontinuierlich nach 3 bis 6 Metern, somit war die Suche nach den Überquerungsgelegenheiten sehr kräfte – und nervenzehrend.

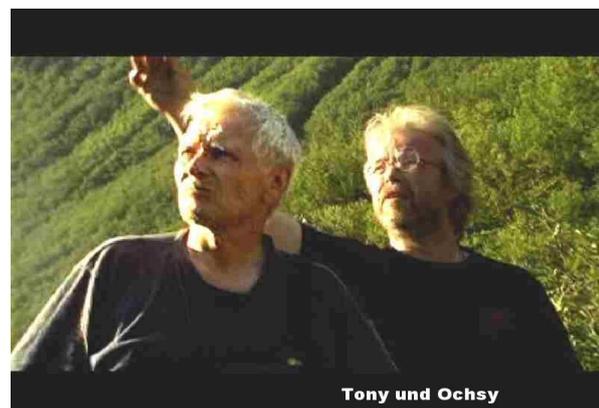
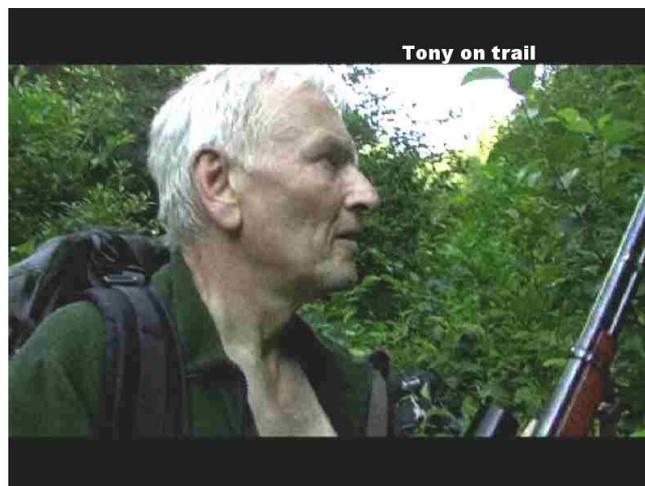
An diesem Tag überquerten wir zwölf Seitenbäche. Wo die vorgenannten Schwierigkeiten nicht auftraten, hatten wir Devilsclub – Felder zu durchqueren, ein federndes Strauchgewächs welches gänzlich mit leichtlöslichen Dornen bewachsen ist. Die Stiche schmerzen mehrere Tage und entzünden sich leicht. Da die Zweige mit ca. 30° schräg aus dem Boden wachsen, bevor sie nach einem knappen Meter fast senkrecht werden, kann man die stark federnden Hindernisse nur sehr schwer niedertreten oder beiseite biegen. Damit hatten wir alle nach wenigen Stunden lädierte Schienbeine. Das Flusstal wurde unpassierbar. Die beidseitigen Bergrücken wären von meterhohen Windbrüchen übersät und ebenfalls nicht zu begehen, also gingen wir im Berghang unserem Ziel entgegen. Die damit erzwungene, schräge Fußstellung war alles andere als komfortabel. Die Rucksäcke drückten bei dieser Gangart besonders schwer. Der „Sani“ machte mich auf Detlef aufmerksam und



äußerte sich besorgt über dessen Fußprobleme. Da Detlef der kräftigste und schwerste von uns war, konnte ich mir solche Blessuren leicht vorstellen und ich sah nach ihm aber bei der langsamen Gangart und der stetigen Kletterei fiel mir an seiner Motorik nichts ungewöhnliches auf und der sture Kerl äußerte auch nichts in dieser Hinsicht, also drängte ich kontinuierlich weiter vorwärts.

Nach siebenstündiger Strapaze hatten wir plötzlich freie Sicht. Ein riesiger Windbruch lag vor uns und wir sahen die Schnee- und Gletscherkuppen des Massivs, unseres Zielgebietes. Vom Studium der Luftaufnahmen kannte ich die Gegebenheiten dieses Bergmassivs und stellte enttäuscht fest, dass unser angedachter Einstieg mehr westlich lag. Hier warteten ein sechshundert Meter hoher Steilhang und eine riskante Gletscherüberquerung auf uns. Nein danke! Die ursprünglich geplante Route umging diese Hindernisse. Nach kurzer Besprechung beschlossen wir zum Basiscamp zurückzukehren, um dann erneut das Zielgebiet anzugehen. Wir stiegen und rutschten in dem Hang zum Fluss hinunter. Mit meinem Gewehr in den Händen, sprang ich in beidfüßigen Sprüngen den Hang hinab. Plötzlich gab der Boden nach und ich fiel in einen Schacht. Im Moment des Sturzes muss ich wohl mein Gewehr krampfhaft festgehalten haben, denn etwa einen Meter unter der Erdoberfläche hing ich regelrecht an der Waffe. Wie ein Knebel hatten sich das Rohr und die Schulterstütze in der Schachtwand verkeilt. Unter mir war alles dunkel, um mich herum waren feuchte Erde und glitschiges Holz, über mir waren ein Loch und der abendliche Himmel Kanadas. Der nahe Fluss und ein Wasserfall rauschten und tobten derart laut, dass Hilferufe zwecklos waren. Ich stemmte meinen Rücken gegen die nasse Erde und versuchte mit meinen Füßen gegenüber Halt zu finden. Plötzlich verdunkelte sich der Lichteinfall und ich sah voller Freude meinen Terrier über mir, wie er sich staunend um meine Witterung bemühte und schließlich die ungewöhnliche Situation mit heftigem Gebell quittierte. Dann wurde es dunkel denn Detlef stand über dem Loch, groß, stur und stark. Wir griffen uns gegenseitig an den rechten Handgelenken, dann zog er mich aus meinem Verlies. Dieses Ereignis veranlasste uns zukünftig enger zusammenzubleiben, schließlich war jeder von uns solcher Gefährdungen ausgesetzt.

Es dämmerte bereits als wir einen Übernachtungsplatz suchten und in einer kleinen Mulde, zwanzig Meter oberhalb des Flusses fanden. Alles um uns herum war knochentrocken. Ein Campfeuer hätte eine Brandkatastrophe auslösen können. Es wurde neblig. Wir sahen weder Mond noch Sterne aber wir verzichteten auf die Wärme und das Licht des gewohnten Feuers. Die Temperatur sank schnell auf + 2° C. In der Mulde lagen wir wie Jungtiere in einem Nest, ein lebendes



Knäuel dicht aneinander, wo eine Lücke war keilte sich mein Terrier ein, um auf diese Weise von mehreren Seiten etwas Wärme zu bekommen. Beim ersten Tageslicht machten wir uns auf den Weg zum Basiscamp. Unterwegs erkannte ich eine alte Goldschürfstelle welche, nach meinen Recherchen, 1944 von einer amerikanischen Company betrieben wurde und durch den Fortgang des Krieges eingestellt werden musste. Die Entdeckung verschwieg ich meinen Begleitern, ich wollte nicht durch längeres herumsuchen noch mehr Zeit verlieren. Sollten wir nach Erledigung unserer Zielsetzung noch über etwas Zeit verfügen, so könnten Interessierte sich ja um die Schürfstelle kümmern. Im Laufe des Tages klagte unser Geologe und Sanitäter über Kniebeschwerden. Wir übernahmen seine Ausrüstung und er humpelte die letzten Kilometer mit schmerzverzerrtem Gesicht zum Camp. Später war ein operativer Eingriff erforderlich. Auch unser Kameramann klagte über einen verdrehten Fuß.

Irgendjemand hatte plötzlich die Idee, in das zwanzig Km entfernte Indianerdorf Port Douglas zu fahren, um dort irgendwo bei einem Kaffee zu pausieren. Also fuhren wir hin. Als die Buschpiste im Ort endete sahen wir nur 5 Häuser. Nur das erste Haus schien ohne Ärger erreichbar zu sein. Alle übrigen Häuser befanden sich hinter einem unübersehbaren Schild mit der abweisenden Aufschrift: NO TRESPASSING. Ich bemerkte dazu: "Ob sie hinter dem Schild Schwarzbrennen oder einfach keine Weißen mögen, egal, wir haben das zu respektieren!" Alles blieb im Fahrzeug und ich ging zum ersten Haus. Gerade als ich an die von Rosen übergewucherte Haustür klopfen wollte, hörte ich von der Seite ein freundliches „hi“. Ich traute meinen Augen nicht. Da stand ein Indianer, vom Typ Lino Ventura, in Frauenkleidern. Unter seinen Nylons sah man stark die behaarten Waden eines Gewichthebers, darüber prunkte das luftige Sommerkleid mit Blümchen bedruckt. Das kantige, unrasierte Haupt wurde von einer verdrehten Doris Day – Perücke bekrönt. Ich musste mehrmals schlucken, mit einer solchen Erscheinung hätte ich in dieser gottverlassenen Gegend nie gerechnet. Der Mann war sehr freundlich, ich äußerte bezüglich seiner beiden, gepflegten Jagdhunde ein paar Komplimente. Als ich ihm erklärte, dass wir in den Ort gekommen wären um in Ruhe etwas zu trinken, lud er uns sofort ein. Das war auch sicher sehr nett von ihm aber als er seine Dusche anbot, hörte ich aus dem Auto mehrere Stimmen und Bemerkungen wie: Abhauen, nichts wie weg hier usw. Ich dankte für das freundliche Angebot und wir fuhren gemächlich los.

Im Camp pausierten wir einen Tag. Es wurde gekocht, geflickt, repariert und die geschundenen Glieder gepflegt. Jo und Achim suchten während dieser Zeit nach der verpassten Flussgabelung. Als wir am darauffolgenden Tag losgingen, folgten wir ihrem frisch gehauenen Pfad. Am Fluss fanden wir ein übergespanntes Seil vor, um damit trockenen Fußes das Gewässer zu überqueren. Die Beiden hatten am Vortag ganze Arbeit geleistet.

Ein Erdbeben von vierzig Metern Breite versperrte uns den Weg. Es endete links im wildströmenden Fluss und rechts war das gefährliche Geröllfeld einhundert Meter hoch. Eine Umgehung hätte oberhalb zu viel Zeit in Anspruch genommen, Jo hätte mit der Machete



mühsam den Weg freischlagen müssen. Zur unteren Umgehung hätten wir zweimal mit dem Seil den Fluss überqueren müssen. Dessen Fließgeschwindigkeit, seine Tiefe und die Eiseskälte des Wassers, ließen eine Durchquerung nicht zu. Also entschied ich mich für die Überquerung des losen Geröllfeldes. Durch ein Seil gesichert, stieg ich zwanzig Meter oberhalb des Flusses in das Geröllfeld. Hätte ich den losen Untergrund losgetreten, so wäre ich sicher in den Fluss gerutscht aber die Freunde am Ende meiner Seilsicherung hätten verhindert, dass ich abgetrieben würde. Letzteres wäre in diesem wilden Wasser lebensgefährlich. Mein langsames, vorsichtiges Hinübertasten wurde durch mein „drittes Bein“, einem angespitzten Stock erleichtert. Der Hang hielt. Als ich den ersten Baum erreichte, befestigte ich dort mein Sicherungsseil. Nun sicherte sich Jeder mit einem Karabinerhaken an diesem Seilgeländer und konnte damit risikofrei den Erdrutsch überqueren.

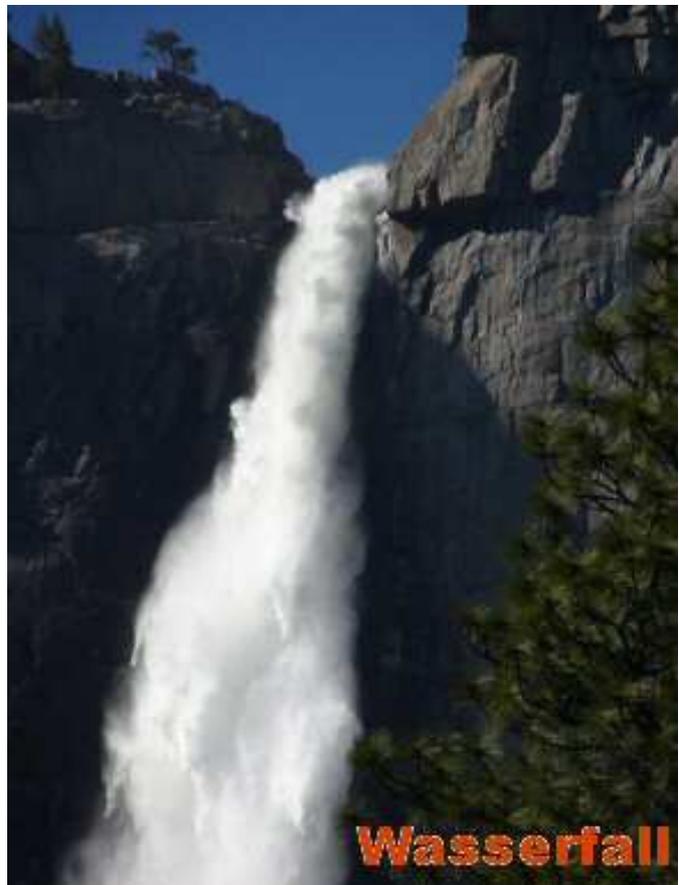
Die Vegetation wurde lichter und wir kamen gut voran. Gegen Mittag mussten wir den Fluss ein zweites Mal überqueren. Das Wasser war nun niedriger und floss wesentlich ruhiger.

Wir pausierten in der Mittagshitze und gönnten uns ein Fußbad. Nun führte unser Weg immer weiter weg vom Fluss und wir bemerkten, dass jeder zu überquerende Seitenbach ausgetrocknet war. Nach drei Stunden war unser mitgeführtes Wasser verbraucht.

Die Temperatur betrug ca. 30°C und die Sonne brann te regelrecht. Ich wusste, dass wir nach weiteren fünf Kilometern wieder an einen Fluss kommen würden, diese Feststellung hielt auch die anderen Durstigen bei Laune. Wir hörten den Fluss bereits einen halben Kilometer bevor wir ihn endlich sahen.

Aber wir sahen ihn durch eine zwanzig Meter tiefe Schlucht tosen. Wild und schäumend, eingebettet in steile, nasse Felswände war das Wasser für uns unerreichbar.

Die Schlucht endete an einem senkrechten Bergmassiv. Hinter einem Felsvorsprung tat sich ein regelrechter Kessel auf. Die Steilwände waren ca. sechzig Meter voneinander entfernt. In diesem Kessel entdeckten wir einen grandiosen Wasserfall. Das Wasser fiel aus einhundertzwanzig Metern Höhe senkrecht in die vorher entdeckte Schlucht. Der Wasserfall sich in den Fels geschnitten und so war im Laufe der Jahrtausende ein zwanzig Meter breiter und fast ebenso tiefer Kamin entstanden. Diese geografischen Umstände waren aus dem Kartenmaterial nicht ersichtlich. Weder die lange tiefe Schlucht, noch der imposante Wasserfall waren darin weder zu erkennen, noch zu erahnen. Für uns blieb das Wasser unerreichbar. Jede Annäherung auf Armlänge wäre absolut lebensgefährlich gewesen. Wir hofften weiter oben bessere



Möglichkeiten vorzufinden. Wir stiegen bergan. Die Neigung entsprach dem Winkel einer Treppenleiter aber hier war der Boden stufenlos und der Anstieg zehrte an den Kräften. Wir mussten trinken. Ich bemerkte geschwollene Adern auf den Handrücken und an den Schläfen. Nach vierhundert Metern konnten wir den Wasserfall von oben betrachten aber es bot sich keine Möglichkeit der Annäherung, Während wir rasteten stiegen 2 Freunde weiter hoch um den Weg zum Wasser zu erkunden. Sie waren bis zur überhängenden Gletscherkuppe hochgeklettert. Wir hätten den Gletscher ersteigen und überqueren müssen um an Wasser zu gelangen. Da dieser Weg uns noch für Stunden vom Wasser trennen würde, wählten wir den Abstieg zur Schlucht. Während wir der Schlucht flussabwärts folgten, waren wir dem Wasser sehr nahe, wir sahen und hörten es, kamen aber nicht nahe genug um aus dem Fluss zu schöpfen. Während wir so dem Canyon folgten rupften wir die prallen Himbeeren regelrecht von den Sträuchern, um etwas Feuchtigkeit in die ausgetrockneten Mäuler zu bekommen. Nach etwa einem Kilometer gelangten wir in ein breites Tal welches hüfthoch mit sehr dichtem Gesträuch bewachsen war. Endlich endete die Schlucht und wir konnten ohne Mühen an das eiskalte, klare Bergwasser. Kein Champagner schmeckte je besser. Alle tranken, der Eine bedächtig, der Andere gierig, wir pausierten, dann wurde wieder getrunken. Wir hatten uns sehr strapaziert aber wir lachten wieder, es ging uns gut.

Mehrere mannshohe Felsbrocken umgaben das Flussbett, sie boten uns Deckung und hatten das Treibholz der Schneeschmelze aufgehalten. Ganze LKW – Ladungen trockenen Holzes aller Stärken standen uns als Brandholz zur Verfügung. Der feuchte Boden und die große Distanz zum ausgetrockneten Wald, schlossen eine Waldbrandgefahr aus. Wir leisteten uns also ein sorgenfreies Campfeuer, sogar ein großes



Campfeuer aber als ich mitten in der Nacht wach wurde, fuhr mir ein heftiger Schrecken in die Glieder. Die Flammen loderten fünf Meter hoch, ein ungewöhnliches Bild. Achim und Detlef standen im Feuerschein und unterhielten sich. Dieser Umstand nahm dem Szenario seinen Schrecken. Die Männer wussten schließlich was sie taten.

Während wir frühstückten und den heißen Haferschleim aus unseren Blechtassen aßen, diskutierten wir die Geschehnisse des Vortages. Ein südlich verlaufender Höhenrücken bot eine weitere Einstiegsmöglichkeit in das Bergmassiv. Der Weg war länger als unsere gestrige Route aber ein Durchkommen wäre leichter realisierbar gewesen. Ich votierte für diese Vorgehensweise aber niemand war ohne Blessuren geblieben, dementsprechend stieß mein Vorschlag auf wenig Begeisterung.

Wir beschlossen unseren zerschundenen Gliedmaßen einige Tage Regeneration zu gönnen und während dieser Zeit die bestmögliche Lösung zu finden. Den Rückweg zum Basiscamp empfanden wir als einen Spaziergang. Auf unseren freigeschlagenen Pfaden kamen wir gut voran. Jo's Machete blieb an seinem Rucksack. Der Erdbeben und der Fluss wurden nun routiniert überquert.

Als wir unser Basiscamp erreichten, humpelte unser dort verbliebener Geologe an einem Stock um die Kochstelle und bot uns seinen Kaffee an. Er erzählte von einem kürzlichen Bärenbesuch. Mein Terrier war ebenfalls im Camp geblieben und hatte die

Zeit an einer langen Leine verbracht welche um einen viermeterlangen, beindicken Balken gebunden war. Als der Hund den Bären bemerkte, raste er auf diesen zu und schleppte den schweren Balken soweit hinterher, bis dieser sich im Gestrüch verfang. Das aggressive Gebell war dem Bären lästig und er suchte schnell das Weite.

Alle hatten gelitten und waren strapaziert, ich bemerkte manche schmerzverzerrte Miene und resümierte, dass in den nächsten Tagen keine Begeisterung hinsichtlich eines weiteren Anlaufs zu erwarten wäre. Jo und Achim waren die einzigen Unverletzten, ich suchte nach einer Möglichkeit unsere Mission zu dritt weiterzuführen.



Die wichtige Personalreserve fiel nun aus, also musste ich nach einer Risikominimierung für die verbliebenen Akteure suchen. Wie konnten wir zu unserem Ziel gelangen ohne uns durch die Kraxelei in dieser grünen Hölle oder oben am Gletscher, in Eis und Schnee, weiter zu gefährden?

Nach dreistündiger Fahrt kamen wir in den nächstgelegenen Ort. Duschen, Steaks und einige Six - Packs lösten die etwas angespannte Atmosphäre. Am nächsten Morgen hatten Manche das offensichtliche Bedürfnis, ihren Individualismus auf Kosten der kollektiven Zielsetzung etwas intensiver auszuleben. Unser Kameramann verschwendete Filmmaterial, um längere Zeit die Dorfschönen abzulichten. Unser Koch konnte sich sehr lange nicht von der Toilette lösen, obwohl das Team fast eine Stunde lang reisefertig wartete. Unser Geologe und Jo wurden vermisst. Sie waren ohne Kenntnissgabe zu einem zweistündigen Bummel aufgebrochen. Achim war „shoppen“, er „musste“ eine kurze Hose kaufen. War das noch mein Team, wo blieb der gewohnte Enthusiasmus? Nun wurde Detlef ungehalten und mahnte wegen der verlorenen Zeit, ich versuchte auszugleichen. Ein schwieriges Unterfangen. Schließlich erreichten wir mit dreistündiger Verspätung den Hangar eines Helikopterunternehmens.



Ich trug unsere Wünsche und unser Flugziel vor. Die freundliche Sekretärin nannte uns den Preis, sie wollte aber vor der verbindlichen Buchung noch die Zustimmung ihres Chefs abwarten. Dem bedächtigen Mann waren die Risiken zu groß, er wollte es nicht riskieren in dieser avisierten Wildnis Menschen abzusetzen. Er befürchtete, dass wir dort zu Schaden kämen und die Behörden ihn nachträglich zur Verantwortung ziehen würden. Unsere Argumente ließ er einfach nicht gelten und wir mussten seine Entscheidung akzeptieren. Ich telefonierte mit Rob Nicholson und er riet mir, eine andere Helikopterfirma zu kontaktieren. Rob kannte den Inhaber seit Jahrzehnten und sie pflegten eine vertrauensvolle Freundschaft. Er kündigte dort unsere Wünsche und unser Erscheinen an. „Machinegun – Fred“ verdiente seinen respektablen Ruf. Sein Hangar – und sein Werkstattboden waren so peinlich sauber wie man es von einem gepflegten Esstisch erwartet. Unseren Flugplan bezeichnete er als „very special“ und er, der Herr etlicher Helikopter und Piloten wollte uns partout selber in das Zielgebiet fliegen.

Zu dritt, Jo, Achim und ich, verstauten wir unsere Rucksäcke mit „kleinem Gepäck“, zwei Kletterseilen, zwei Gewehren und einer Filmkamera in den Laderaum unseres Heli's. Fred hob den Heli auf spektakuläre Weise ab. Dabei hatte ich das Gefühl über meine rechte Schulter rückwärts abzurollen. Der Rest unserer Crew stand am Hangar und sah uns hinterher. Wir flogen eine Stunde lang über graue, schroffe Berge.

Als ich dieses Gebirge vor Jahren zum ersten Mal aus dem Fenster einer Linienmaschine sah, erinnerte mich die Schroffheit der Berge und ihre spitzen Gipfel an ein Haifischgebiss. Dort wo sie am höchsten waren, wo sie Schneekuppen und Gletscher trugen, dort mussten wir hin.

Der „Jet – Ranger“ war stark, schnell und wendig,. Die bisherige Flughöhe von 10000 Fuß reduzierte Fred auf wenige zig – Meter. Wir jagten durch die engen Täler, huschten regelrecht knapp über die Pässe und stiegen erst unmittelbar vor den steilen Bergwänden wie mit einem Fahrstuhl, nur wesentlich fixer. Ich zeigte unserem Piloten unseren Absetzplatz und wir vereinbarten, dass er uns in vier Stunden am gleichen Ort wieder aufnehmen soll.

Wir sprangen aus dem Heli und suchten zunächst hinter den nächstliegenden Felsbrocken Deckung. War Friesen bereits hier? Wann erschien endlich Slumach's „Geist“ wie Rob ihn hier angetroffen hatte? Beider Existenzen waren in diesem Moment ernsthaft gefährdet. Wir nahmen unsere Sachen auf und stürmten

regelrecht durch einen Canyon bergan. Das enge Tal lag voller scharfkantigem Geröll aus Basalt in allen erdenklichen Größen. Manche Brocken waren tonnenschwer und schaukelten wenn man sie betrat. Wir kamen zu einem achtzig Meter breiten Schneefeld. Unter uns ging es einhundert Meter abwärts und über uns ragte das Schneefeld noch einhundert Meter hoch. Verdammt war das Ding steil. Ich rief nach einem Seil. Jo schüttelte den Kopf. Er hatte die Seile im Heli übersehen, wir hatten nunmal keine Seile. Ich war hoch - motiviert, war regelrecht gierig und es gab keine Hindernisse welche mich so kurz vor dem Ziel zurückhalten konnten. Sicher hatte ich mächtigen Bammel vor diesem Schneefeld, das obligatorische Sicherungsseil fehlte, aber daran durfte doch nun, so kurz vor dem Ziel, das Vorhaben nicht scheitern.

So trat ich in die Schneewand und trat mir hundertfach mit der linken Fußspitze Löcher in

den oberflächlich verharschten Schnee, gerade so tief, dass mein linker Fuß und dann mein nachfolgender rechter Fuß darin Halt finden konnten. Dabei stieß ich mein solides Expeditionsmesser über mir in den Schnee, die lange, breite Klinge setze ich quer und etwas schräg von oben, sie bot mir einen zusätzlichen Halt. Die Mittagssonne beschien den Schneehang, ich durfte also nicht ausruhen, nicht stehenbleiben, die Sonnenbestrahlung erwärmte den Schnee und erhöhte damit die



Gefahr, dass sich mein Untergrund löste. Der zähe Jo trat anschließend die Fußlöcher noch tiefer in den Hang sodass Achim seine Überquerung schnell und zügig absolvieren konnte.

Ein ganzer Bergkamm funkelte uns im Sonnenlicht wie Gold entgegen. Als wir mit den Messerspitzen das glänzende Metall aus dem Gestein brachen, stellten wir fest, dass es sich dabei um Pyrit, um „Katzengold“ handelte, allerdings entsprach auch dieser Umstand den Schilderungen des Stu Brown. Er bemerkte, dass in der Nähe „seiner“ Goldader ein Pyritberg sei. Die Goldader sollte sich in einem Canyon befinden. Aufgrund der geologischen Besonderheiten dieses Canyons war er für uns nun leicht auffindbar. Wir mussten allerdings feststellen, dass eine vier Meter dicke Eisschicht den Zugriff auf das darunterliegende Gold verhinderte.

Ich wusste, dass wir uns vier Wochen vor dem Zeitfenster des Stu Brown befinden würden, er empfahl die zweite Septemberhälfte als günstigste Zeit, aber der vermeintliche Wettlauf mit Friesen hatte uns dazu bewogen, früher zu starten. Dass die Eisschicht derart stark war, hätten wir nie gedacht. Wir hatten keine Zeit in enttäuschte Trübsinnigkeit zu verfallen oder die Umgebung zu genießen, wir mussten zurück. Unser Abstieg dauerte etwas mehr als eine Stunde. Wir erreichten zeitgleich mit dem Helikopter den felsigen Kessel im Zentrum des Massivs.

Als wir müde und erfolglos zurückkehrten, war bei Einigen eine negative Wesensänderung spürbar. Das Goldfieber hatte sie erfasst. Stu Brown wurde beschimpft, Rob Nicholson wurde beschimpft, und ich war sowieso Schuld an allem möglichen. Und dieses Gezeter wurde ausgerechnet von Leuten vorgebracht, welche auf Kosten anderer Teammitglieder an dieser Expedition teilnehmen durften.

Ich schlug vor, das fortdauernde Eisschmelzen abzuwarten und nach zwei Wochen einen weiteren Versuch zu unternehmen. Mittlerweile hatte Rob mir eine Tonbandkassette mit der Wegbeschreibung Stu Brown's zukommen lassen. Stu sagte darin: "The longest way is the best way!" So erörterte ich, dass diese Route nicht allzu anstrengend sei, aber drei Leute gaben auf. Gewiss, da waren Blessuren und Verletzungen, waren dass tatsächlich die wahren Motive? Wir verblieben zu viert und genossen einige erholsame Tage am Ufer des Fraser. Der Zug der Lachse hatte gerade begonnen und wir sahen wie geschickt Indianer und Bären sich um diese delikatsten Fische bemühten. Während Jo und ich das Camp und die nähere Umgebung nie verließen, waren die beiden Anderen täglich mit dem Auto unterwegs und separierten sich immer mehr. Ich bemerkte ihre schwindende Motivation und die Distanz zur eigentlichen Zielsetzung. Schließlich wurde die geplante Tour auf Stu Brown's Route verweigert.



Wie sich später herausstellte hatten die Beiden während ihrer Alleingänge gegen mich konspiriert. Nun, da sie glaubten meinen Wissenstand vereinnahmt zu haben, versuchten sie höhere Gewinnanteile zu erlangen.

Im Falle meiner Weigerung wollten sie im Folgejahr ohne mich, eine eigene Expedition organisieren.

Und ob ich mich weigerte! Wusste ich doch um die Grenzen ihrer Fähigkeiten und ich behielt Recht, denn später zeigte sich, dass sie im Rahmen ihrer Zielsetzung nie über die Absichtserklärung hinausgekommen sind.

Detlef behielt mit seiner Prognose ebenfalls Recht, da er bereits vor Beginn unserer Expedition warnend zu bedenken gab, dass Habgier uns alles zunichte machen würde.

In der Folgezeit analysierten Detlef und ich die fehlgeschlagene Expedition und bereiteten die Erneuerung unseres Vorhabens für das Folgejahr vor. Diesmal sollte ein professionelles Kamerateam zwecks filmischer Begleitung der Expedition in unsere Planung eingebunden werden.

Detlef`s Tagebuch

20/7

12.00 h Abfahrt nach Frankfurt. 7 Leute, 2 Hunde und das Gepäck in einem Fiat Ducato. Im Flughafen Probleme beim Einchecken, die Hundekäfige sind OK aber die Hunde dürfen nur mitfliegen, wenn in den Käfigen Wasserkrüge sind. Die Zeit drängt. Ochs saust zu McDonalds und fragt die Bedienung nach Salatschüsseln. Achim rennt zur gleichen Zeit ins gegenüberliegende Restaurant und nimmt einem Ehepaar das gerade fertig war, die Salatschüsseln weg. Aufgabe gelöst. Mit den Waffen gibt es keine Probleme, die Leute gucken zwar etwas verdutzt, als im Röntgenbildschirm die Ballermänner zu sehen sind, aber niemand fragt nach Papieren. Drei Minuten vor Bordingschluss laufen Willi und Jo in aller Seelenruhe in den Duty Free Shop. Ochs schießt los um sie zu holen. Alle Leute sitzen bereits im Flugzeug (Airbus A330), wir schaffen es in letzter Sekunde. Nach ca. 9 Stunden machen wir Zwischenstopp in Calgary. Boris will die Crews nicht ans Gepäck lassen und veranstaltet ein heftiges Palaver. Sein Bellen ist im Flugzeug zu hören und die Leute lachen. Nach einer Stunde Aufenthalt geht es weiter. Ankunft in Vancouver nach einer Flugstunde. Waffen und Tiere müssen durch die Special-Declaration-Abteilung. Nachdem alle Formalitäten erledigt sind, lassen die Beamten uns durch. Boris pinkelt noch schnell an eine Absperrstange und ein Zollbeamter macht Ochs deswegen an. Anschließend fahren wir ins Hotel.

21/7

7.30 h. Alles aufstehen! Boris ist total aufgedreht und rennt durchs Zimmer, Rascha ist ruhig. Um die Mittagszeit gelingt es uns, einen Dodge Van zu kaufen. Der Wagen scheint mit den Leuten und dem Gepäck etwas überladen, aber es geht. Man könnte langsam fahren (theoretisch). Nach einigen Einkäufen fahren wir durch Vancouver. Es geht Richtung Whistler. In dem typisch kanadischen Roadhouse "Ninety Niners" essen wir gutes Lachs-Steak. Die Temperaturen sind jetzt einiges über 30°C, das trockene, pazifische Klima ist angenehm. Die Straße von Squamish nach Whistler wurde wegen Sprengarbeiten gesperrt, wir kommen 5 Minuten zu spät. Wir müssen zurück nach Squamish und übernachten in einer Absteige namens "August Jack".

Die Stimmung ist gereizt. Die ganze Etage riecht nach Captain Morgan weil Ochs's Feldflasche ausgelaufen ist.

22/7

Die Stimmung ist weiterhin angespannt. Alle nehmen ein Frühstück. (Eier, Würstchen, Schinken, Bratkartoffeln, Toast, Erdnußbutter, Kaffee). Anschließend Befestigung der Rucksäcke auf dem Van und Abfahrt Richtung Whistler. Heute fährt Jo. Achim war gestern zu schnell unterwegs. Da Whistler ein Touristennest ist, fahren wir direkt weiter nach Pemberton. Munition und Nahrung kaufen und weiter Richtung Terrarosa. Fahrerwechsel. Ochs'y fährt die Logging-Road (Schotterpiste). Es kommen schnell fahrende Timbertrucks entgegen. Wir fahren am Lilloet Lake vorbei, Richtung Harrison Lake. Um 13 Uhr, nach wenigen Km auf der Logging-Road, platzt ein Reifen. Ochs'y und Achim fahren zurück nach Pemberton um zusätzliche Ersatzreifen zu kaufen. Die Anderen machen sich, in der heißen Mittagssonne, zu Fuß auf den Weg Richtung Skookumchuk. Ein heißer, anstrengender Marsch. Nach 9 Km lesen uns Ochs'y und Achim wieder auf und die Fahrt geht weiter Richtung Hot Springs. Wir sehen zwei Fischotter, zwei Adler und einen Coyoten. Am Eingang zum North Sloquet Trail errichten wir das Camp. Bei den Millionen Mosquitos ist an schlafen kaum zu denken. Im Schlafsack ist es heiß und nicht auszuhalten. Ich ziehe zur langen Hose ein langärmeliges Hemd an und Handschuhe und versuche zu schlafen. Die Biester stechen durch die Kleidung. Das Mückenspray wirkt nur 15 Minuten. Die Wachen verlaufen ruhig.

23/7

5.30 h. Alles aufstehen! Die letzte Nachtwache hatten Tony und Achim. Achim backt Brot mit Rosinen. 6.45 h, der Aufstieg zum Terrarosa beginnt. Die ersten Km sind leicht zu bewältigen. Es liegt vereinzelt Bärenkot auf dem Boden (im Abstand von 150-200m). Hier kann passieren, dass ein Schwarzbär oder Grizzly aus dem Gebüsch kommt. Ich habe die Pumpgun mit Schrot und Slugs geladen, gehe voran. Bei teilweise 2 m Sichtweite ein mulmiges Gefühl. Wenn jetzt irgendwas aus dem Gebüsch springt, bleibt nicht viel Zeit zu schießen. Direkt hinter mir geht Tony mit der schweren Marlin, das beruhigt etwas. Die Spannung steigt. Am Ende des Trails beginnt der Urwald. Wir kommen kaum voran, weil extremer Wildwuchs uns behindert. Als wir nicht mehr vorankommen, beschließen wir den Creek zu überqueren und hoffen, dass wir auf der anderen Seite des Tals besser vorankommen. Jo rutscht und fällt in den Bach. Nach weiteren fünf Stunden Tortur (Ich kann kaum noch laufen, weil ich mittlerweile Blutergüsse und Blasen an den Füßen habe, Patric verdreht sich das Fußgelenk, es schwillt sofort an), benötigen wir dringend Wasser. Jo und Willi steigen hinab zum Creek Wasser zu holen. Unser Sani Willi kann die Verantwortung für die Gesundheit der Leute nicht mehr übernehmen und drängt Tony zur Umkehr. Heftige Diskussionen. Tony will unbedingt weiter. Jo stürzt mit Boris fast senkrecht in die Tiefe und kann sich gerade noch drehen, um einen Ast zu erwischen. Zum Glück gelingt ihm dies, sonst hätten wir ein Riesenproblem. Hier in dem extrem gefährlichen Gelände ist es kaum möglich einen Verletzten rauszubringen. Jetzt passieren wir ein Geröllfeld. Bei jedem Schritt muss man die Festigkeit des Steins prüfen, bevor man drauf tritt. Wenn sich ein Brocken löst, geht der ganze Hang ab. Durch die extreme, unübersichtliche Vegetation, ist die

Gruppe plötzlich getrennt. Achim, Tony, Willi und Jo haben sich bereits zum Wasser durchgeschlagen. Patric, Ochsy und ich haben sie aus den Augen verloren. Auf die Rufe kommt keine Antwort. Das Rauschen eines Wasserfalls übertönt alle Geräusche. Achim und ich kommen gleichzeitig auf die Idee, die Funkgeräte auszupacken. Nach einigen (sehr langen) Sekunden, haben wir Kontakt und die Gruppe findet zusammen. Da es 16.30 h ist und der Rückmarsch nicht mehr möglich, beschließt Tony ein Notcamp einzurichten. Jo, Achim und Willi bauen aus einem angeschwemmten Baumstamm und dicken Steinen einen Übergang über den Creek. Die Strömung ist zu stark um so durch zu gehen. Die gesamte Gruppe schafft es trocken den Fluss zu überqueren. Die Hunde müssen wir am Seil befestigt, über den Fluss ziehen, sonst würden sie in der reißenden Strömung ertrinken. Da die Vegetation ein Vorankommen unmöglich macht, müssen wir nach oben ausweichen. Nachdem wir den Wasserfall entlang hochgeklettert sind, haben wir endlich einen Einstieg in das flussabwärts liegende Gelände gefunden. Nach einer einstündigen Tortur, um ca. 150 m Geländegewinn zu erzielen, erreichen wir endlich den Hochwald. Da das Gelände hier extrem steil ist und wir kaum Halt finden, müssen wir in einer Querrinne ausruhen. Die Kräfte sind erschöpft. Kurz vor Dunkelheit haben wir ein Notcamp eingerichtet. Wegen der extremen Brandgefahr können wir kein Feuer machen. Da wir noch auf ca. 1000 m Höhe sind, ist die Nacht sehr kalt und für die meisten schlaflos. In der Nacht bemerke ich ein Rascheln neben mir, etwas streift meinen linken Arm. Ich vermute eine Schlange und meine rechte Hand sucht schon nach dem Messer. Aber es stellt sich heraus, dass Boris friert und verzweifelt nach Wärme sucht. Ich nehme den kleinen Kerl in den Arm um ihn zu wärmen. Die Nachtwache verläuft ruhig.

24/7

5.30 h. Alles aufstehen! Frühstück aus Haferflocken, Gebirgswasser, Milchpulver, Nüssen und getrockneten Bananen. Nun macht sich die 9-monatige Vorbereitungszeit in den Ardennen bemerkbar. Trotz der Verletzungen (Ich habe Blasen und Blutergüsse an beiden Füßen, Patric geschwollenes Fußgelenk, Tony beide Schienbeine total kaputt, Willi ein verdrehtes und angeschwollenes Knie, Ochsy Rückenschmerzen...) reißt sich das Team zusammen und kämpft sich den Weg ins Basiccamp frei. Die 30-40 Moskitostiche, die jeder hat, sind da dagegen eher eine Lapalie, obwohl der ganze Körper juckt. Um 14.30 h ist das Basiccamp erreicht aber der Tag noch lange nicht zu Ende. Der Weg führt uns nach Port Douglas, wo wir etwas zu essen erhoffen, außerdem muss Tony mit Rob Nicholson und Mineworks telefonieren. In Port Douglas treffen wir nur einen tuntenhaften Indianer mit blonder Perücke und zwei Jagdhunde, der uns einlädt bei ihm zu essen, aber die Sache ist uns doch zu heikel. Wir wollen weiter nach Pemberton. Ca. 60 Km vor unserem Ziel platzt erneut ein Reifen. Die Leute sind sehr still, die Stimmung ist bedrückend. Wir sehen drei Schwarzbären, haben aber keine Zeit und keinen Nerv zu filmen. Es handelt sich um eine Mutter mit zwei Jungen, da sollte man

vorsichtig sein. Langsam fahren wir weiter und hoffen dass die Autoreifen halten und nichts passiert. Ochsny wird müde und Tony übernimmt das Steuer. Nach einigen Stunden haben wir es endlich geschafft. Im einzigen Hotel der Stadt lassen wir uns nieder.

25/7

Beim Frühstück erläutert Tony den weiteren Plan. Ochsny, Tony und Patric fahren nach Kelowna um Rob Nicholson zu treffen. Außerdem brauchen wir dringend eine alternative Route zum Terrarosa. Friesen wird heute Abend bei Nicholson sein, sodass wir noch Vorsprung haben. Willi kümmert sich um die Wäsche, Achim und Jo laufen (2 x 11 Km) um ein weiteres Reserverad zu besorgen. Auf dem Hinweg sehen sie ein Mountain-Bike liegen. Als dieses Mountain-Bike auf dem Rückweg noch da liegt, zieht Achim es aus dem Graben. Dann setzt sich Achim auf den Lenker und Jo fährt die beiden zum Hotel. Ich soll für Mineworks die Geschehnisse schriftlich festhalten und die Verletzung an meinem Fuß auskurieren. Um 23.25 h ruft Ochsny an. Die drei bleiben über Nacht in Kelowna. Die Gespräche mit Rob waren positiv. Einzelheiten am nächsten Tag. Die vier in Pemberton Verbliebenen beschließen früh schlafen zu gehen, um am nächsten Morgen möglichst fit zu sein. OK, wir waren dann noch kurz im Steakhouse.

26/7

Wir sitzen beim Frühstück als Ochsny erneut anruft. Slumach,s Fluch scheint seine Wirkung nicht zu verfehlen, ein neues Hindernis, ein Knüppel nach dem anderen wird uns in den Weg geworfen. Jetzt ist der Zündschlüssel des Dodge abgebrochen. Wir entscheiden, eine Zimmerbuchung zu verlängern um, weiterhin uns und unsere Sachen deponieren zu können. Damit wir die Zeit sinnvoll nutzen, versucht Willi eine kanadische Prepaid-Karte für Achims Handy zu bekommen. Achim und ich gehen zum Internet-Café. Jo bleibt im Zimmer und bewacht die Sachen. Das Internet-Café hat Samstag/Sonntag geschlossen. In einem Buchladen lässt man uns an das Internet-Terminal (1 Stunde für 8,- \$) aber es ist wie verhext. Auf dem Rechner ist kein Texteditor und keine andere Software. Es ist ein Internet-Terminal, man hat nur Zugriff auf einen Browser. Wir können Mails abrufen und eine Mail schreiben. Am Nachmittag gegen 17.00 h treffen die Kelowna-Leute ein. Als nächstes informiert uns Tony wie es in Kelowna gelaufen ist. Da es ziemlich spät ist, beschließen wir eine weitere Nacht im Hotel zu bleiben und morgen früh aufzubrechen.

27/7

5.30 h Alles aufstehen! Gemeinsames Frühstück. Gegen 8 Uhr macht sich die erste Gruppe auf den Weg zum Basiccamp, in der Nähe von Hot Springs. Es muss in zwei Gruppen gefahren werden, da unser Auto das gesamte Gewicht nicht gleichzeitig über die extrem schlechten Schotterpisten transportieren kann. Bei Ankunft errichtet Tony das Camp, während Achim und Jo den Rest des Tages dazu verwenden, eine andere Route auszukundschaften. Ochsny fährt zurück nach Pemberton um mich,

Willi und Patric, sowie das restliche Gepäck zu holen. Um 15.30 h kommt Ochsny. Wir freuen uns schon, dass er so schnell zurück ist aber leider zu früh. Das Auto steht auf der Brücke am Ende des Lilloet Lake. Auf dem Rückweg hat der Dodge dort das Getriebeöl verloren. Ein Holländer der hier lebt hat Ochsny hergefahren. Der Typ ist sehr nett und hilfsbereit. Ich hebe Geld ab und fahre mit den Beiden zum Homestore um Dichtungsmasse, Schmirgelpapier und Öl zu kaufen. Am Auto angekommen, versuchen wir die Ölwanne zu flicken, was aber nur teilweise gelingt. Während Ochsny am Auto arbeitet habe ich die Pumpgun geladen und passe auf, dass uns nichts überrascht. Durch eine Verkleinerung des Lochs (Hammer drauf, und Dichtungsmasse rein) und das ständige Nachfüllen mit 4 Litern Öl, schaffen wir die Rückfahrt. Die drei Leute im Camp werden sich nun Sorgen machen, wir haben keine Möglichkeit zur Kommunikation. Morgen um 8 Uhr werden wir die Sachen packen und die Ölwanne schweißen lassen. Die Zeit drängt und Friesen sitzt uns im Nacken.

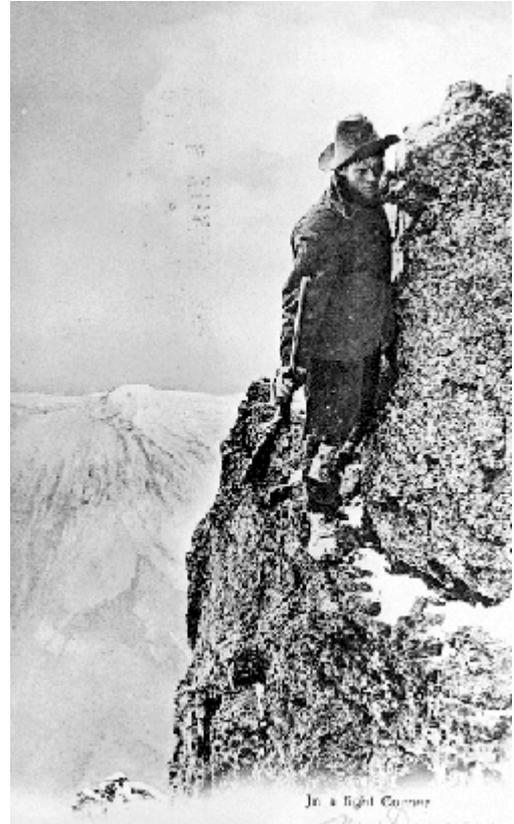
28/7

Die Stimmung ist sehr angespannt. Der Typ der die Ölwanne schweißen will, kann erst gegen 13 Uhr. Nach einigen Einkäufen machen wir uns auf zur Werkstatt um die Ölwanne schweißen zu lassen, was aber nicht gelingt. Wir montieren die Reserveölwanne, die Ochsny vom Schrottplatz geholt hat. Als wir einige Stunden später am Basiscamp eintreffen ist die Erleichterung groß. Tony hat sich die größten Sorgen gemacht. Achim und Jo haben bereits ein Viertel der Route aufgeklärt und teilweise den Weg mit der Machete frei gemacht.

29/7

Nach einer weiteren mückenbelasteten Nacht, mit wenig Schlaf, machen wir uns um 6.30 h auf den Weg zum Terrarosa. Willi kann mit seinem kaputten Knie nicht mit und bleibt mit beiden Hunden und einer Waffe im Camp. Die ersten Km kommen wir gut vorwärts. Nach einem gefährlichen Geröllfeld, wo ich nur widerwillig hindurch gehe entscheiden wir, den Creek zu überqueren. An anderer Seite scheint ein alter Trail zu verlaufen. Den Trail rauf geht es ein paar Km gut voran. Wieder müssen wir überqueren, weil wir hier nicht weiterkommen. Eine alte, kaputte Brücke zeigt uns, dass wir richtig sind, dass der Trail auf der anderen Seite weiterführt. Am Ende des Trails (ca. 30% der Gesamtstrecke) geht dann nichts mehr. Mit so einem zerfahrenen Gelände hatte niemand rechnen können. Selbst Tony hatte sich das Gelände etwas erträglicher vorgestellt. Wir haben schon länger nichts mehr zu trinken. Nach einigen Km wildesten Dschungels, hören wir einen Wasserfall und sind erstmal erleichtert. Die Aussicht auf Wasser gibt uns neue Kraft. Wir kämpfen uns einen steilen Waldhang hinauf Richtung Wasser. Da muss irgendwo ein Creek den Berg runter kommen, es kann nicht mehr weit sein. Doch wie es so im Leben ist, kommt es erstens anders, und zweitens als man denkt. 50 m vor dem Wasser ist eine tiefe Schlucht. Wir versuchen den Wassersack abzuseilen, aber das Wasser ist zu weit weg. Dann versuchen wir uns weiter den Hang hinauf zu kämpfen und die Schlucht zu umgehen, das Gelände wird steiler und die Kräfte schwinden immer mehr. Langsam wird mir mulmig. Die Situation ist gefährlich. Ich versuche mit Patric und Jo den Berg rauf zu kommen um Wasser zu holen. Wir lassen die Rucksäcke zurück.

Nach 50 Metern wird mir schwarz vor Augen, der Kreislauf will nicht mehr. Die Anderen hängen alle im Hang und kommen nicht weiter. Patric und Jo versuchen es alleine und ich gehe wieder zurück zu Tony und den anderen. Die Jungs sehen schlimm aus. Es wird höchste Zeit. Jetzt hängen wir schon seit 4 Stunden hier im Hang. Die Füße sind total kaputt. Der Rücken vom Rucksack wundgescheuert. Nach 30 Minuten erreiche ich über das Funkgerät Patric. Sie sind 300 m weiter oben und die Schlucht ist noch immer nicht zu überqueren. Das Gelände wird noch steiler und sie beschließen umzukehren. Die einzige Chance die uns bleibt, ist zurück in Richtung Tal. Wir müssen zum Wasser, sonst verreckt hier noch jemand. Zum Glück haben die Bären vereinzelte Blaubeersträucher übrig gelassen, das gibt uns wenigstens ein wenig Flüssigkeit. Nach einer mehrstündigen Tortur schaffen wir es kurz vor Dunkelheit, an den Creek zu kommen. Wir stellen fest, dass Wasser mehr wert ist als alles Gold der Erde. Auf einer Insel im Creek richteten wir dann ein Notcamp ein. Die meisten sind so fertig, dass sie direkt einpennen, trotz der Millionen Mosquitos.



30/7

Total zerstoichen machen wir uns früh auf den beschwerlichen Weg zurück ins Tal. Der zweite Versuch ist gescheitert. Wir kommen diesen verdammten Berg einfach nicht rauf. Damit ich einigermaßen laufen kann, ziehe ich zwei Paar Socken übereinander an und binde die Schuhe so fest ich kann. Wir müssen ein paar Mal durch den Creek und bekommen nasse Füße. Nach ein paar Stunden ist die Quälerei vorüber. Willi macht Kaffee mit Rum für alle und wir liegen erstmal flach. Gegen diese Strapazen die ich hier erlebt habe, waren die Gewaltmärsche bei der belgischen Armee eher Spaziergänge. Willi erzählt von seiner Begegnung mit einem Schwarzbären. Am Vortag gegen 19 Uhr saß er am Feuer, als er ein Knacken hörte. Dann sah er ein paar Meter entfernt einen Schwarzbär im Gebüsch sitzen. Durch die ungünstige Windrichtung hatte der Bär das Essen gerochen aber die Hunde konnten den Bären nicht wittern. Außerdem hatten die Hunde keinen Sichtkontakt, da das Auto dazwischen stand. Zuerst versuchte Willi den Bären durch Steinwürfe zu vertreiben. Den Bären kümmerte das aber nicht weiter. Willi nahm die Doppelflinte und schoss seinen Warnschuss dicht über den Bären hinweg. Dieser ergriff die Flucht. Boris, der an einem Holz befestigt war, fegte samt Holz hinter dem Bären her. Schade, dass Willi keine Kamera hatte. Nach einem Stündchen Pause hatten wir es wieder eilig. Wir wollten zurück nach Pemberton und den dritten Versuch planen. Trotz der angeschlagenen Gesundheit, dachte niemand an Aufgeben.

31/7

Wir beschließen den dritten Versuch mit dem Helikopter anzugehen. Das kostet zwar, aber wir wissen nicht wo unser Konkurrent Friesen ist und wollen nichts riskieren. Friesen will die lange Route über den Fire Lake gehen und dafür mindestens drei Tage länger brauchen als wir. Wenn das Gelände ähnlich ist wie hier, wird er niemals sein Ziel erreichen. Wir suchen uns eine Stelle um im Wald zu übernachten. Die Mosquitos lassen grüßen. Tony versucht mehrmals Rob Nicholson anzurufen, damit dieser einen Helikopterflug bei seinem Kumpel aushandeln kann. Die Anrufversuche bringen nichts, wir beschließen Nahrungsmittel einzukaufen und uns in den Wald zu verziehen. Tony versucht nachher noch einmal sein Glück... Ich liege auf dem Rücken und sehe mir den Sternenhimmel an, der hier um einiges eindrucksvoller ist als bei uns. Die Mosquitos hindern mich am Schlaf. Ochsy und Achim haben deshalb das Zelt aufgebaut. Irgendwann wird es hell und die Augen brennen. Dann penne ich halt nachher im Auto, denke ich mir.

01/8

Tony hat gestern Abend noch mit Rob telefonieren können. Sein Freund hat keinen Helikopter frei. Sie sind im Einsatz um Waldbrände zu bekämpfen. Die Stimmung ist schlecht. So langsam könnte mal etwas klappen. Wir fahren zum nächsten Flugplatz, zu der ansässigen Helikopter-Company. Dort erfahren wir dann, dass das Ministerium alle Landungen im Provincial Park untersagt. Nur der Überflug ist gestattet. Eigentlich wundert sich niemand mehr darüber. Tony versucht mit Rob und/oder dem Helipiloten zu telefonieren. Dann kommt wieder Hoffnung auf. Tony hat einen Flugtermin für morgen früh 11 Uhr bekommen. Rob hat lange mit dem Piloten geredet, dieser hat auf das Landeverbot gepfiffen. Nun ja, aber erstmal müssen wir uns auf die Socken machen und die 260 Km zum Hangar fahren. Ein gutes Stück, da wir wegen der kaputten Straßen am Harrison Lake den Weg über Vancouver machen müssen. Die Fahrt ist anstrengend und es ist heiß. Als wir abends ankommen, finden wir erst nach längerer Suche einen Platz wo wir campieren können.

02/8

Um 7 Uhr werden wir von Tony geweckt. Wir sind alle so fertig, dass wir trotz der Mosquitos einigermaßen pennen können. Mein Gesicht sieht aus wie ein Streuselkuchen. Ich schätze dass ich am ganzen Körper mittlerweile um die 50-60 Stiche habe. Meine linke Hand ist auch geschwollen, die Fingergelenke schmerzen. Mein linker Fuß ist ebenfalls angeschwollen. Ich habe sicher zuviel Gift im Körper. Ich kann nicht verstehen, warum es diese Bestien so auf mich abgesehen haben, die Anderen haben viel weniger Einstiche. Vielleicht bin ich zu süß? Nach dem Frühstück machen wir uns auf zum Hangar. Der Pilot kommt er aus dem Büro und begrüßt uns herzlich. Ein netter Mensch und vor Allem sehr erfahren. Nach einem Gespräch mit Ochsy und Tony haben wir dann die Gewissheit, dass der Flug klar geht. Da aber nur ein Helikopter zur Verfügung steht, können nur drei Leute mitfliegen. Als da wären Tony und die beiden, noch relativ gesunden Leute, Achim und Jo. Der Pilot erklärt uns den Helikopter und dann fliegen die Jungs los. Ich stehe mit Ochsy ganz nah am

Heli. 5 m vom Helikopter weg, bekommt man jede Frisur trocken. Willi versucht den Goldgehalt im Fraser River zu bestimmen und kommt zu dem Ergebnis dass es sich hier nicht lohnt zu waschen. Um 17.00 h ruft Achim an. Wir sollen sie abholen. Dann erfahren wir, dass sie es bis zum Ziel geschafft haben aber über die vermutete Stelle noch mehr als 3 Meter Eis und Schnee liegen. Das kann man nicht so einfach freischaufeln. Immerhin haben die Drei fantastische Aufnahmen gemacht (Achim hatte die Kamera mitgenommen), bei dem angeblichen Gold handelt es sich um Material, dass in der Sonne wie Gold aussieht. Willi identifiziert es als Pyrit. Wir nehmen an, dass Brown das Zeug falsch identifiziert hat. Allerdings stellt sich nach einem Telefonat mit Rob heraus, dass dieser sehr wohl über das Pyrit Bescheid weiß. Er behauptet, das Gold liegt in dem gewissen Graben. Aber wir können zur Zeit nicht ran. Gegen Abend kommen wir zur "Sasquatch Inn", von der Tony erzählt hatte. Wir wollen nur ein Bier trinken, der Laden gefällt uns auf Anhieb. Ein Bier nach dem anderen wird vernichtet und wir bestellen Steak, Pommes und Salat für 5 Dollar! Aus der alten Musikbox kommt super Musik, die Stimmung ist gut. Ochsy und Willi spielen Pool, die Anderen relaxen und reden mit Einheimischen. Da es hier billige Zimmer gibt, beschließen wir zu bleiben.

03/8

Tony hat im Badezimmer die größte Kakerlake gekillt, die ich je gesehen habe. Man könnte das Ding glatt grillen! Nach dem Frühstück fahren wir Richtung Pitt Lake. Der abgestürzte Bomber steht auf dem Programm und wir wollen den Spindle Canyon untersuchen. Willi glaubt hier Gold zu finden. Nach einigen Stunden müssen wir umkehren. Der eingezeichnete Weg existiert nur teilweise. Es gibt keine Alternativroute, von hier hätten wir drei Tagesmärsche hin und drei zurück. Keine Chance mit kaputten Füßen. Die Stimmung wird mies. Wir fahren Richtung Harrison Mills um dort einen Schlafplatz zu finden. Problematisch ist, dass Feuer untersagt sind. Wir nisten uns wieder im Sasquatch Inn ein. Tony hat beschlossen, in der nächsten Woche die lange Fire Lake Route, den Gletscher hinauf zu gehen und den Graben freizulegen. Willi, Patric und ich können hier nicht viel Sinnvolles tun. Unser Gesundheitszustand würde die mehrtägige Fire Lake Route nicht verkraften. Wir Drei beschließen nach Hause zu fliegen.



Unsere 2. Tour, der ZDF - Film

Nach unserer Rückkehr begann ich sofort mit der Analyse meiner Expeditionsergebnisse und erstellte den Expeditionsplan für das kommende Jahr. Mein Konzept sowie meine recherchierten Grundlagen erörterte ich mit einem Aachener Filmproduzenten, in der gemeinsamen Absicht, dass er im kommenden Jahr unsere Expedition filmisch begleiten und aus dem Material einen Dokumentarfilm erstellen würde. Unser Vorhaben wurde schriftlich formuliert und dem ZDF zugesandt. Die folgenden Gespräche mit dem zuständigen Redakteur ergaben, dass von Seiten des Senders Interesse an dem geplanten Dokumentarfilm

bestand. Schließlich kam es zu den entsprechenden Vertragsabschlüssen und die Zeit der intensiven Vorbereitungen begann.

Nachdem ich im Januar 2004 das Team neu besetzt hatte, ließ unsere personelle Konstellation nur wenig zu wünschen übrig, außer der Tatsache, dass Detlef wegen einer Knieverletzung nicht mitreisen konnte. Jo war wieder dabei, sein kontinuierlicher Arbeitseifer und sein ausgeprägter Teamgeist waren und bleiben unverzichtbar. Dazu Wolf, der altgediente Routinier, ob Autopanne oder Ladehemmung, er reparierte alles und war ein hervorragender Buschkoch. Dann kam Hans. Wir kannten uns seit fünfundzwanzig Jahren und hatten bereits drei Monate ohne Zelt und ohne Schlafsäcke in den Rockies verbracht. Norman, ein hervorragender Physiotherapeut mit Know – how aus Kambodscha und Vietnam und Damien der Uni – Dozent mit Praxisbezug, seine ethnologischen und anthropologischen Kenntnisse verhalfen uns zum besseren Verständnis der westkanadischen Ureinwohner. Der expeditionserfahrene Ausrüster Richard Helmrich von Trans Globe, stellte mit viel Sachverstand, gönnerhaft und großzügig unsere Ausrüstung zusammen.



Ich kannte unser zukünftiges Operationsgebiet und unsere Konkurrenten. Auf diesen Erkenntnissen basierend, baute ich unsere Vorbereitungen auf. Jo kümmerte sich um die Kletterei, er kam mit bergsteigerischen Wunschzetteln und „nötigte“ das Team zum Umgang mit Seil und Abseilachter. Wolf erstellte technische Listen, zudem kümmerte er sich um unser Aufklärungs - und Sicherungstraining. Norman hatte nun seine „Patienten“, da wir uns alle körperlich trainierten und nur selten ein wehklagen zu vernehmen war, hatte er sich nur wenig unserer Bänder und Sehnen anzunehmen. Andererseits war und ist er der „ruhende Pol“ unseres Teams und er sorgte auf seine unnachahmliche Art immer wieder für den Ausgleich der, manchmal erhitzten, Gemüter. Hans zog uns regelrecht an den Wochenenden in den Busch. Stellvertretend mussten die belgischen Ardennen erhalten. Die Survival - Skills kannten ja alle, das war bereits Routine aber damit nicht genug. Der Kerl trug jedes Mal ein Bündel Briefe mit sich. Waren wir gerade einmal ruhig und zufrieden, so nahm er seine Briefe und hielt sie uns fächerförmig, wie ein Zocker seine Karten hält, vor die Nase und animierte uns einen Brief zu ziehen und zu öffnen. Tat man ihm den Gefallen, so hatte man wieder für die nächste Stunde ein Programm mit „Blut, Schweiß und Tränen“ zu absolvieren. Wenn die Aufgaben verlesen wurden, hörte man verhaltene Proteste aber es wurde getan. Wir improvisierten Krankentragen und schleppten unsere Verletzten durch Sumpf, Bäche und bergaufwärts, wir fällten Bäume in wenigen Minuten, wir nahmen Deckung auf Zuruf, wir bildeten Ketten wie es das Bolschoi – Ballett nicht besser könnte, wir enterten Baumwipfel und seilten uns ab, das die Seile erhitzten aber wir wussten, dass diese Schikanen uns zu Vorteilen verhalfen. In der unterirdischen Schießanlage wurden wir zu Dauerabonnenten. Der Umgang mit den Waffen war uns geläufig wie das Zähneputzen, hier wurde verfeinert und weitergebildet. Es wurden Räume gesichert und es wurden Räume eingenommen. Unser Erfolg basierte auf unserer perfekten

Harmonie des Zusammenwirkens, wir waren ein Team und wurden deutlich zu mehr, wir waren nun „Brothers in Arms“. Was konnte uns noch aufhalten?

Ich reiste als Vorhut, mit einem Teil der Filmcrew nach Kanada, um die Drehorte zu erkunden und festzulegen. Meine Befürchtungen wurden rasch zur Gewissheit, ich war mit einer überspannten Horde unterwegs und einige Male schämte ich mich meiner Gesellschaft, welche von sich glaubte „en Vogue“ zu sein. Nach leidigen zehn Tagen konnte ich mein Team auf dem Airport begrüßen. Jo war offensichtlich erleichtert, dass es endlich losging, er stellte sich nicht einer Aufgabe, nein er suchte sie. Hans war erfreut, dass alles programmgemäß verlief aber er war sichtlich müde, hatte er doch bis früh um Vier gearbeitet. Norman war ausgeglichen wie immer aber in neugieriger Erwartungshaltung. Der groß gewachsene Damien überragte die Truppe wie ein Vater seine Kinderschar. Wolf grinst verdächtig verschmitzt und ich ahnte „schlimme Dinge“. Anfangs wich er meinem Blick etwas aus und ich erahnte, dass er wieder ein Ding gedreht hatte. Entweder hatte er sich an Bord einer neuen Bekanntschaft zugewandt oder er hatte fürsorglich für das Team die edelsten Alkoholbestände der Air – Company okkupiert. Nach zweihundert Kilometern Fahrt gelangten wir nach Hope, unserem Ausgangspunkt. Am nächsten Morgen sollten die Dreharbeiten zu unserer Expedition beginnen.

Vor Ort bemerkten wir ziemlich verwundert, dass unser Produzent, Regisseur, Autor und Kameramann in Personalunion, sich zunehmend als narzistischer Egomane entpuppte. Dabei war er zur Zeit der vertraglichen Verhandlungen noch neugierig, normal und nett. Wahrscheinlich spielte er zu dieser Zeit die schwerste Rolle seines Filmlebens. Sein divahaftes Gehabe und das Durcheinander seiner Filmcrew wurde vom Expeditionsteam mit Verwunderung und manchmal mit Abstand registriert. Sie hangelten sich zwischen Sushi und Sauna von einer Unzulänglichkeit zur nächsten, während unser Expeditionsteam störungsfrei und zuverlässig, wie ein Schweizer Uhrwerk funktionierte. Wir bemerkten auch, dass unsere eigentliche Expedition und die damit verbundene, zu verfilmende Geschichte immer mehr verfälscht wurden und in Gefahr gerieten, total abzudriften. Von einer vertraglich zugesicherten, filmischen Begleitung unserer Expedition war immer weniger die Rede.

Zum Glück wurde die Filmarbeit von Nils Visé, einem exzellenten Produktionsleiter betreut. In den fünf Wochen vor Ort, habe ich nie eine private Auszeit bei ihm bemerkt. Die tägliche Kooperation mit ihm, seine Bemühungen und seine Zuverlässigkeit entschädigte uns für manches Ertragene.

Rob Nicholson integrierte sich in von einer Minute auf die Nächste. Er avancierte schnell zum honorigen und humorigen Mittelpunkt unseres Teams.



Ein besonderer Drehtag wird uns allen in guter Erinnerung bleiben. Unsere Filmarbeit führte uns zum malerischen Anwesen eines wahren Oldtimers, der lebenden Cowboy-Legende John Fulford. Der alte Stuntman hatte einst Robert Mitchum in dem Western „River of no return“ gedoubelt. Er beeindruckte gerne mit zwei schweren Colt - Revolvern und warnte hochdramatisch vor seinen, absolut pazifistischen, Hunden. Das Schreiben und das Lesen sind nie sein Fach gewesen aber singen konnte er, in einer Art, wie man es mitunter in den Westernfilmen der vierziger Jahre erlebt.

Nach dem obligatorischen Coffee kredenzte er, unbeachtet der frühen Stunde, reichlich Whiskey.

Zum „warm – up“ redeten wir über die Jagd und das Buschleben. John war in seinem Element. Nur Walter Brennan oder der alte John Wayne hätten das Szenario noch vervollkommen können. Als er mich gönnerisch fragte, ob ich besondere Wünsche zum abendlichen Barbecue hätte, zählte ich Unmögliches auf: Einen fünfbeinigen Elch, eine Schubkarre voller Lachse und eine Klapperschlange. Während unserer Dreharbeit rief John mehrmals: „Come on have a break!“ und hielt dabei die Whiskeyflasche hinter seinem Rücken.

Nach zwei Stunden kam er grinsend mit einer Schubkarre voller frischer Lachse, die während einer Drehpause von meinem Team am nahen Fluss ausgenommen und gesäubert wurden. 1:0 für John! Nach Drehschluss trafen wir uns zum Barbecue.

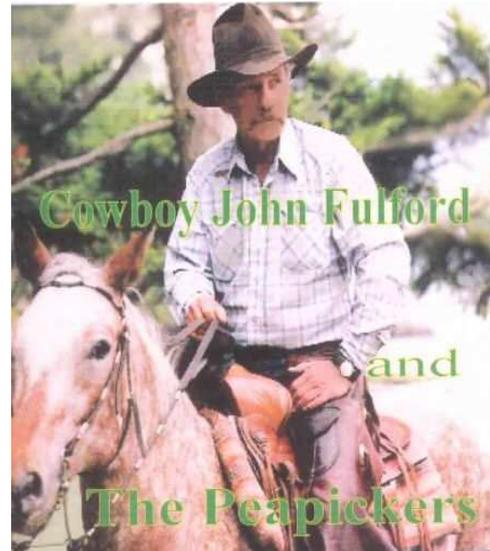
Ich traute meinen Sinnen nicht, das roch wie Elch und das schmeckte wie Elch. Obwohl in diesem südlichen Landesteil kein Elch anzutreffen ist, hatte der Kerl Elchfleisch in unbezwingbarer Menge organisiert. Zum Ausgleich habe ich mir dabei gerne seine erlogene Elch - Jagdgeschichte angehört.

Mittlerweile trafen drei ledige Mütter mit ihren lebhaften Kinderchen ein und belauerten uns regelrecht. Die Aufmerksamkeit der Dorfschönen galt aber weniger uns sondern mehr unseren Reaktionen, als Cowboy – John uns eine gebratene Klapperschlange servierte. Wolf und ich hatten bereits unsere Erfahrungen mit etlichen Schlangenarten verbucht, mit selbstgebackenem Brot und „Augen zu.....“ genossen wir dann den Braten. Guter alter John!

Später unterbreitete John´s Frau mir ihren Businessplan zur Gründung einer Guest – Ranch. Sie suchte Investoren. Die Ranch und die Immobilie brachte sie darin mit in den Grundstock ein. Später erfuhr ich, dass weder das Eine noch das Andere ihnen gehörte. Oh wild, wild — west!

Unsere Fahrzeugkolonne bestand aus einem Range – Rover und zwei Landrover – Discoverys. Dazu fuhr die Filmcrew zwei Ford – Doublecabs mit aufliegenden Trailern und einen Pick – up – Truck mit „Huckepack – Camper“. Unser Konvoi verließ die zweispurige Schotterpiste und bog in eine „Deadend – Road“ am Ufer des Lilloet – River in Richtung Glacier - Creek. Der einspurige Buschweg führte uns an einem Berghang entlang und war offiziell gesperrt. In einigen Bereichen hatten Erdbeben die abenteuerliche Piste blockiert und wir hatten etliches Geröll zu beseitigen, um dann mit Einweisungen und im Schrittempo, die so geschaffenen schmalen Passagen zwischen Berghang und Steilufer zu überwinden. Nach neunzehn Kilometern erreichten wir eine Stelle, welche uns rechts des Weges genügend Platz bot, um unseren Fuhrpark abzustellen und ein Camp einzurichten. Auf der einen Seite rauschte der Lilloet etwa 5 Meter entfernt und ca. 10 Meter unter uns. Auf der anderen Seite begrenzte undurchdringlich erscheinender Busch unser Gesichtsfeld. Mit den schweren Fahrzeugen konnten wir nicht näher an den Glacier – Lake gelangen.

Am nächsten Tag unternahmen wir eine Exkursion zum oberen Ende des Sees. Als wir bei letztem Tageslicht wieder unser Camp erreichten, hatten wir mehr als dreißig Rucksack - Kilometer hinter uns gebracht. Jo hatte am sumpfigen Ufer mehrere Kilometer Pfad mit der Machete freigeschlagen. Ohne diese schweißtreibende und



Mücken lockende Arbeit war das Gelände unpassierbar. Wolf hatte dabei ein unfreiwilliges Moorbad genommen und Hans war sehr verwundert, dass mein unter Wasser eingeklemmtes rechtes Fußgelenk oder mein Unterschenkel während meines Sturzes nicht brachen. Das zerrte im Nachhinein und tat verdammt weh aber da war noch ein Berghang zu nehmen und etliche Kilometer Heimweg waren zu bewältigen. „It’s a long way to.....“, mit Blücher`s Worten: “Drauf, drann, drüber!“ Nur so kommt man dem Ziel näher. Kurz vor der Dämmerung kamen wir in`s Camp. Nils hatte den Tag im Camp verbracht und Brandholz für die Kochstelle vorbereitet. Seine Mühe sollte belohnt werden, denn nach anderthalb Stunden hatte Wolf ein derart wohlschmeckendes, fernöstliches Gericht gezaubert, dass Alle voll des Lobes waren und das abendliche Camp – Dinner in Völlerei ausartete. Wahrscheinlich waren auch Mosquitos und einiges an Asche aus dem Campfeuer in dem Zehnliterkochtopf gelandet aber es war dunkel und man sah nicht all zu viel. Also was soll`s?

Während wir das dampfende Menu aus unseren überdimensionierten Blechtassen aßen, hatte sich nach und nach das komplette Team unter die Wetterschutzplane begeben. Manche saßen auf ihrem Rucksack, andere aßen halb liegend. Nils wünschte noch Kaffee. Irgendjemand ließ im Halbdunkel des Feuerscheins eine Flasche von Mann zu Mann reichen. Alle waren zufrieden und rechtschaffen müde. Als plötzlicher Regen einsetzte, bemerkte Damien als erster, dass die Plane mehrere Brandlöcher erlitten hatte und verzog sich mit seinem Schlafsack in eines der Fahrzeuge. Norman folgte als Nächster. Da die Brandlöcher so gerecht verteilt waren, dass Jeder seine Portion Regenwasser ab bekam, suchten wir alle unseren Schlafplatz in den Fahrzeugen.

Kurz vor 02.00 Uhr weckte uns lautes Heulen. Es war die Alarmanlage des Range – Rover. Gleichzeitig hörte ich, wie neben mir der Verschluss einer Waffe noch vorne schnellte, es war Wolf der da hinausglitt. Ich sagte ihm noch, er solle ohne Licht agieren und ein leichtes Nachtsichtgerät mitnehmen. Den Anderen sagte ich, dass sie in den Fahrzeugen bleiben sollten, um draußen Verwechslungen oder Irrtümer zu vermeiden. Nach einigen Minuten kam Wolf ergebnislos zurück und ein zweiter Mann schaltete nun die heulende Alarmanlage ab. Nun bei Licht bot sich uns ein abenteuerlicher Anblick. Wolf war nass und schmutzig, unter seinem olivfarbenen Poncho war er nur mit seiner Unterwäsche bekleidet und trug dazu offene Schnürstiefel. Grinsend erstattete er eine überzogene aber förmlich korrekte Meldung. Ein typisch, unvergesslicher Moment.

Für den Rest der Nacht blieben die Parkleuchten eingeschaltet. Sollte es noch einmal zu einer Störung kommen, so wäre der Verursacher leichter auszumachen und man verriet nicht durch den Gebrauch von Taschenlampen die eigenen Positionen.

Am nächsten Morgen untersuchte ich den Range – Rover und die Umgebung des Fahrzeugs. Ungewöhnliches war nicht feststellbar. Der steinige Boden ließ keine Spurendeutung zu. Sieben Meter neben dem Fahrzeug war unsere Kochstelle. Sollten die Nahrungsgerüche Raubwild angezogen haben? Der Kochkessel war noch zu einem Viertel mit dem gutriechenden Essen vom Vorabend gefüllt und hing unberührt unter dem Dreibaum, welcher direkt über der qualmenden Feuerstelle stand. Oben am Dreibaum, etwa anderthalb Meter hoch, hing noch eine halbe Knoblauchwurst. Auch diese war leicht zu erschnuppern und kein Bär hätte ihr widerstanden. Das schwelende Feuer hätte einen Bären nicht von den Nahrungsmitteln abgehalten, hatte ich doch Jahre zuvor einen Schwarzbären beobachtet, als er Fischreste vom Rand eines Feuers weg fingerte und Grizzlys sind dabei wesentlich dreister. Aber wer oder was hatte die Alarmanlage ausgelöst?

Menschliche Besucher hätten sich nicht so heimlich verhalten, das Risiko, bemerkt und beschossen zu werden ist Jedem da draußen bekannt, der am Rande der Wildnis lebt. Außerdem campierten wir zu sehr abseits und zu sehr versteckt. Maultierhirsche, Bergziegen oder Wildschafe würden das Feuer und den Brandgeruch weithin meiden. Ein Puma würde das Auto nie so sehr berühren, dass die Alarmanlage ausgelöst wird. Warum war das Auto überhaupt so stark berührt worden? War es das blinkende Signallicht im Armaturenbrett, dessen Reize eine heftige Körperbewegung bei dem nächtlichen Besucher auslöste?



Nun kam Norman und bemerkte, dass der Fluss nicht mehr so übel stinken würde wie in der vorherigen Nacht. Ein Mann aus der Filmcrew bekräftigte diese Bemerkung und ergänzte, ihm sei das Gleiche aufgefallen. „Was, wie bitte?“ Nun wurde ich aufmerksam und fragte nach.

Als Norman am Vorabend mit seinem Schlafsack in ein Fahrzeug steigen wollte, bemerkte er plötzlich einen sehr starken Fäkaliengeruch und fühlte sich beobachtet, bzw. „nicht allein“.

Da aufgrund der starken Wolkendecke keine Sterne und kein Mond sichtbar waren, konnte er seine Umgebung nicht erkennen und vermutete, dass der penetrante Gestank vom nahen Fluss käme und das mulmige Gefühl beobachtet zu werden, reine Einbildung sei.

Dem Mann aus der Filmcrew war es ähnlich ergangen. Gegen 01.30 Uhr wurde er wach und fühlte sich beobachtet. Er stieg aus dem Schlafsack um die Umgebung zu beobachten und bemerkte einen bestialischen Fäkaliengestank, welcher aus dem Ufergesträuch zu ihm herüberzog. Wenige Minuten nachdem er wieder in seinem Schlafsack lag, heulte die Auto - Alarmsirene.

Ich stellte klar, dass der Fluss nicht ungewöhnlich riechen würde, weder bei Tag noch bei Nacht. Der Wasserlauf durchfließt die absolute Wildnis ohne nennenswerte Zivilisationsberührung, das Wasser ist klar und schnellfließend, ja trinkbar.

Einige Tage danach erzählte ich die mysteriöse Begebenheit an Rob Nicholson und Cowboy John Fulford. Rob erzählte dann, dass etwa vor fünfundzwanzig Jahren eine Militäreinheit aus Chilliwack in der Nähe unseres Geschehnisses, am Glacier – Lake campiert hätte, dabei wurden in einer Nacht zwei parkende Militärlastwagen umgeworfen. Wie es dazu kam, konnte nie festgestellt werden. Einer weiteren Einschätzung des Erlebten möchte ich mich enthalten und diese dem Leser nach seiner Beendigung dieses Buches überlassen.

Nun wurden seitens des Filmchefs und seinen Mitarbeitern Indianer kontaktiert, um in Interviews deren Sichtweisen und Einstellungen zu ergründen. Diese Unternehmungen wurden uns verschwiegen. Wir erfuhren eher zufällig davon. Wir hatten deshalb eine drehfreie Zeit und warteten und warteten. Mir grauste bei der Vorstellung wie diese unsensiblen Zeitgenossen den gänzlich andersdenkenden Natives erscheinen würden. Ich ahnte, dass man sie nicht ernst nehmen würde und tatsächlich, entdeckte ich bei Nils ein neues, indianisches Relikt. Es war das eine Art Amulett, das Geschenk einer „Schamanin“, die seit Cowboy John´s Barbeque dauernd um uns herum war.

Es war eine Perlenkette mit „Hairpipes“ aber diese waren nicht aus den üblichen feinen Röhrenknochen gefertigt sondern aus fast echt aussehendem Kunststoff. Hauptbestandteil der Kette war aber eine Bärenkrallen. Es war eine Vorderkrallen eines jungen Schwarzbären. Die Krallenspitze war derart nadelspitz, dass ich behauptete, der arme Bär sei aus dem Winterschlaf gescheucht worden und dann, halbblind und verschlafen, war er leichte Beute dieser „back to the roots“ – Tante. Normalerweise ist an sämtlichen Krallenspitzen ein normaler Abschleiß zu sehen, diese Krallen hatte den armen Jungbären aber in den letzten Monaten seines Lebens nicht getragen, er schlief nämlich während dieser Zeit seinen Winterschlaf in einer Höhle.



Meine Erklärung machte Nils sichtlich betroffen und er bat mich, die Sache mit der „Shamanin“ zu klären. Ich konfrontierte die Frau mit meiner Erkenntnis aber sie bestand auf der Gefährlichkeit des Bären und dass er unbedingt getötet werden musste. Sie wusste, dass ich sie durchschaut hatte. Noch verbarg sie Ihren Ärger. Später erreichten ihre Hasstiraden und Drohungen mich per E - Mail.

Der Filmgewaltige wusste von meinen Kenntnissen und dass ich seit fünfundzwanzig Jahren sehr intensiven Umgang zu kanadischen Indianern pflege. Er wusste auch von Damians Profession und dass seine weltweit anerkannten, kulturanthropologischen Arbeiten zu einem Großteil, gerade diese Menschen betreffen. Man ignorierte uns und unsere fundierten Fachkenntnisse. Ich war wütend, schließlich hatte ich die Vorarbeit geleistet, meine Geschichte und meine Rechercheergebnisse zur Verfügung gestellt und empfand dass alles, auch das Ergebnis, auf meinem Engagement basierte. Nun sollte ein wichtiger Abschnitt gegen die Wand gefahren werden.

Damien fragte ungläubig nach und protestierte kopfschüttelnd. Er hatte Zuhause bereits eine Menge Vorarbeit geleistet. Er war sehr kompetent in dieser Sache und hatte sich hauptsächlich deswegen unserer Expedition angeschlossen.

Hier machte ein Bauer sich zum König und Sachverstand wurde durch eitle Wichtigtuerei ersetzt. Schließlich resignierte Damien und zeigte sich in den folgenden Tagen beinahe antriebslos. Ich kochte innerlich vor Wut und Enttäuschung. Damien und ich waren ursprünglich aus gleichen Gründen frustriert aber unsere Reaktionen konnten nicht konträrer sein. Schließlich entfachte sich aus einer kleinen Meinungsverschiedenheit ein gehöriger Konflikt zwischen uns Beiden. Erst ein zeitlicher Abstand und ein besonnenes Gespräch, ermöglichten dann wieder unseren heutigen, freundschaftlichen Umgang und die derzeitig spannende Zusammenarbeit.

Die Attitüden unseres Produzenten – Autoren - Regisseurs – Kameramannes in Personalunion avancierten vom dekadenten Snobismus zu einer gewissen Gefährlichkeit. Dies zeigte sich unter Anderem, als unser Hans bemerkte, dass der Egomane während unseres Helikopterfluges ein geladenes und gespanntes, semiautomatisches Gewehr auf dem Schoß hatte. Oder dass er gleiches Gewehr, im gleichen gefährlichen Zustand seiner Assistentin überließ, welche dann naiv mit der Waffe durch die Gegend schwenkte und auch damit auf Hans wies.

Unsere Klärungsversuche fruchteten leider nicht. Wo unsere speziellen Kenntnisse wirklich wichtig waren, wurden unsere Hinweise arrogant ignoriert, so dass ich den Entschluss fasste, mich diesen Menschen nicht weiter zu offenbaren und sie nicht zur wahren Goldlagerstätte zu führen, sondern wie einst der enttäuschte Stu Brown, den Unverschämten den Ort nicht zu benennen. Also führte ich sie per Helikopter in das Zielgebiet. Der Filmgewaltige bestand darauf, vorne neben dem Piloten Platz zu nehmen, obschon weder er noch der Pilot unser präzises Flugziel kannten. Genauso muss Stu vor einigen Jahren die Situation erfahren haben und genau wie mir, wird ihn dieses egoistische Verhalten der unvernünftigen Begleiter in seinem Entschluss, die wahren Gegebenheiten zu verschweigen, bestärkt haben. Da ich auf den hinteren Helikoptersitzen in meiner Sicht zur Flugrichtung stark beeinträchtigt war, konnte ich mich nur schwerlich zwischen den felsigen Wänden des Bergmassivs orientieren. Somit wies ich zuerst auf einen x – beliebigen Gipfel und ließ uns dort absetzen. Nach meiner kurzen Orientierung nahm der Helikopter uns von einem winzigen Plateau wieder auf. Wir landeten auf dem Nachbarberg, ich wusste, dass auch dort Pyrit (Katzengold) - Einlagerungen zu finden waren. Mehr wollte ich ihnen nicht offenbaren.



Einige Tage zuvor war der erste Schnee gefallen und hatte den Fels, das Geröll und das ewige Eis dreißig Zentimeter hoch verdeckt. Das Herankommen an den Goldcanyon wäre bei diesen Bedingungen sehr gefährlich gewesen. Diese Gewissheit ließ mich die Enttäuschung, mit den falschen Leuten vor Ort zu sein, etwas leichter ertragen. In diesem Jahr war an einen Zugang zur Goldader nicht mehr zu denken. Es war zu spät. Plötzlich tauchte über uns ein fremder Helikopter auf. Er umflog uns mehrfach in einem Radius von etwa dreihundert Metern. Durch das Fernglas erkannte ich, dass drei Personen an Bord waren und die Maschine keinerlei Beschriftung oder Nummerierung trug. Die Maschine kreiste auch über dem Goldcanyon und blieb über verschiedenen Bergeinschnitten stehen. Unser Pilot funkte die fremde Maschine an und bat um Identifizierung. Man antwortete nicht. War das Friesen? Waren das Leute dieser berühmten Gang, die man einige Jahre zuvor in der Nähe festgenommen hatte und deren Dossier nun von der National - Security verwaltet wurde? Waren das Leute der kriminellen Mining - Company, von denen Rob wusste, dass sie weltweit



und auch politisch aktiv waren? Sicher waren es keine Touristen, auch keine Behördenvertreter, also blieben nur noch die „Bad – Guys“ übrig. Als sie uns direkt anfliegen, gingen Hans und ich, auf Rufweite voneinander entfernt, in Deckung und avisierten die Maschine durch unsere Zielfernrohre. Wir wurden also observiert, vielleicht fotografiert aber nicht attackiert. Die aufgebaute Kamera, das Mikrophon an der langen Angel, das ganze Szenario ließ für die Beobachter eigentlich nur den Eindruck zu, dass es sich in unserem Fall um Filmleute handelte und nicht um Menschen mit Entdeckerabsichten. Mit aufkommender Dunkelheit und den letzten Benzintropfen wurden wir ausgeflogen.

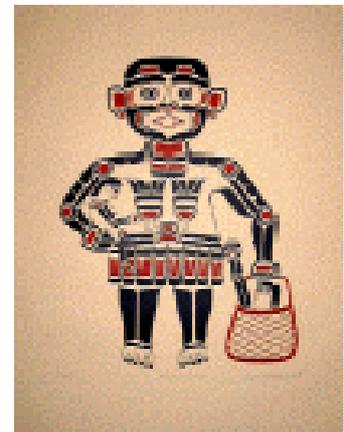
Das Gold bleibt weiterhin unberührt, und wartet nach Stu Brown´s Zugriff und meinen Bergungsversuchen, noch immer auf mich oder auf kommende Entdecker.

Mystische Wesen

Es heißt, der Geist des hingerichteten Charlie Slumach bewacht das Gold und bringt Jeden um, der dem Gold zu nahe kommt. Einige Leute in jetziger und vergangener Zeit erklären und beschwören, den Geist gesehen zu haben und nur ihr sofortiger Rückzug hätte sie vor dem Tod bewahrt. Viele glauben, dass etliche Tote und Vermisste diesem Mörder in Geistergestalt zuzuschreiben sind.

„Slumach`s Geist“ stellt einen wichtigen Teil der Legende dar, daher möchte ich etwas über den traditionellen Glauben der dortigen Ureinwohner, bezüglich dem Leben nach dem Tode erklären.

Die Sichtweise der Stolo - Kultur besagt, dass die menschliche Seele nach dem Tode den Körper verlässt und als Geist weiterlebt. Im Gegensatz zu anderen nordamerikanischen Kulturen, wandert der Geist aber nicht in die paradiesischen Jagdgründe oder an sonstige anderen Orte, sondern er bleibt ewig in seinem angestammten Land. Wenn er den Lebenden erscheint, so stellt er damit noch keine Gefahr dar. Erst wenn eine Berührung zustande kommt, soll das zur Lähmung und manchmal zum Tod führen.



Nun mag die Wissenschaft sich mit der Frage nach „paranormalen“ und / oder übernatürlichen Existenzen befassen, ich vertrete die Ansicht, dass dieses menschenfeindliches Gebiet und hemmungslose Raubmörder als Todesursachen realistischer sind, zumindest aber ebenso tödlich sein können, wie „Slumach`s Geist“.

Die angestammten Ureinwohner nennen sie „Slalakums“. Damit sind mystische Wesen gemeint, die von altersher einen festen Platz in ihrer Weltanschauung besetzen. Sie stellen wie „der schwarze Mann“ ein gewisses Bedrohungspotential dar und man glaubt, dass man sich ihren Regeln in der Wildnis zu unterwerfen hat, ansonsten kann man, durch ihre Reaktion zu Schaden oder sogar ums Leben kommen.

Eine Stolo Legende erzählt, dass eine Kannibalenfrau in einer ranzig riechenden Höhle, nördlich von Yale lebte.

Als ihre Höhle durch den Bau der Canadian Pacific Railway zerstört wurde, zog sie weiter nördlich in den Berge, an einen unbekanntes Ort. Die Kannibalenfrau stahl Kinder und nahm sie mit in ihre Höhle um sie zu essen. Über ihre Verfolgung von Erwachsenen wurde nie berichtet.

Das Tal in dem die Legende sich abspielt, ist auch mit der Tradition, der Geschichte und Kultur, der Port Douglas Indianer verbunden.

Die traditionelle Sichtweise der Lillooet Indianer, welche mit den Port Douglas Indianern verwandt sind, sollte auch erwähnt werden.

Laut den Lillooet Indianern lebt eine alte und böse Frau am Devils Lake, welcher sich südlich von Lillooet und nördlich vom Stein River Tal befindet. Die Natives sagen, dass diese alte Frau lange Haare hat und öfter am Devils Lake auf einem treibenden Baumstamm sitzend, zu sehen und zu hören ist, dabei singt sie Lieder in einer unverständlichen Sprache. Es war Brauch bei den Natives, vor einer Überlandwanderung jedes nackte Stück Haut mit Asche zu bedecken, diese Tarnung sollte verhindern, von der bösen Frau gesehen zu werden. Die Legende führt fort, dass jeder Mensch und jedes Tier, bei der Wasserberührung am Devils Lake verschwindet. Es heißt, der See wäre das Zuhause der bösen Frau, die ansonsten auf der Suche nach Seelen, die Gegend durchwandert.

„Sasquatch“. Dieses indianische Wort heißt wilder Mann. Viele hölzerne Statuen und Masken in Museen, Hotels und Privathäusern aber auch Bilder als Embleme von Firmen und Sportvereinen, zeigen die tiefe regionale Verwurzelung dieses Mythos. Für die dortigen Indianer gelten diese Wesen als Beschützer der Natur, somit auch als Wächter des Goldes. Etliche weiße Anwohner haben diese Sicht der Dinge übernommen, somit ist es keineswegs verwunderlich, wenn an der nächsten Tankstelle oder an einer Ladenkasse eine neue Sichtung dieser Wesen besprochen wird. In den letzten Jahrzehnten wurden viele Bücher, z. T. mit wissenschaftlicher Akribie, diesem Thema gewidmet und einige namhafte Wissenschaftler dortiger Universitäten befassen sich mit dem Thema. Abschließende Beweise, z. B. in Form eines gefangenen Exemplars, wurden bislang nicht erbracht.



Mancher Geologe, Forstarbeiter und Goldsucher behauptet ernsthaft, eines oder mehrere solcher „Sasquatches“ gesehen zu haben. In der Regel werden sie als gorillaähnlich und um zweieinhalb Meter groß und übelriechend beschrieben. Mittlerweile existieren tausende Sichtungsberichte von unterschiedlichsten Menschen, aus unterschiedlichsten Zeiten und Orten. Ob hier eine kollektive Lüge vorliegt, möchte ich nicht beurteilen. Jüngste Tatsache bleibt, dass wissenschaftlich untersuchte Haare und Kotpuren keiner „bekannten Spezies zuzuordnen sind!“



Ein mir bekannter Goldsucher erzählte detailliert, wie er im Terrarosamassiv eineinhalb tagelang, von einem „Sasquatch“ beobachtet wurde.

Der kanadische Goldsucher Brad Hay erklärte sein Erlebnis vom August 2002:

“A buddy and me 3 weeks ago were hiking up into Spindle Canyon, looking for Slumach’s lost gold mine.

It was starting to get dark so we decided to make camp for the night ... just as we were both starting to fall asleep we heard the most blood curdling scream then a bunch of low garbled noises, We sh-t, turned on every light we had with us and scoured the bush around us...We could smell this very rotten odor (rotten eggs & sh-t?). Any ways we never went back to sleep that night, and at daybreak we proceeded to hike further up in to the canyon. We couldn’t believe our eyes, there it was crouched over a pond in the creek catching minnows. It never saw us. Suddenly it turned around and looked at us, stood up and bolted into the bush. I must say we went back down the way we came up ... I’ll never go back into that area again. This is a true story and if you wish you can contact me!”

Die alten Port Douglas Indianer behaupten, vor langer Zeit hätte eine riesige Flut das Land überschwemmt. Die Sasquatchs hätten riesige Zedernstämme mit deren Rinde zu Flößen verbunden. Um zu überleben hätten sie schwimmende Hirsche aus dem Wasser gezogen und sie roh verzehrt. Nachdem die Flut zurückgewichen war, strandeten die Sasquatchs mit ihren Flößen am Terrarosamassiv. Das Land war verwüstet und es gab keine Nahrung. Dann tauchten Fremde auf und brachten Nahrung. Als Gegenleistung beluden sie ihre Schiffe mit dem dortigen Gold. Bevor sie sich entfernten befahlen sie den Sasquatchs, das Gold bis zu ihrer Rückkehr zu behüten und jeden Dieb zu töten. Als ich diese Geschichte erfuhr, dachte ich an die Auswirkung eines pazifischen Tsunami,s. Das erwähnte Gebiet liegt nur ca. 100 km landeinwärts. Zudem fand ich auf einem Berg, etwa 600 Meter hoch, in einer flachen Mulde, unverkennbar altes Treibholz und habe mich gefragt, wie es wohl an diesen Ort gelangen konnte.



Fremde auf und brachten Nahrung. Als Gegenleistung beluden sie ihre Schiffe mit dem dortigen Gold. Bevor sie sich entfernten befahlen sie den Sasquatchs, das Gold bis zu ihrer Rückkehr zu behüten und jeden Dieb zu töten. Als ich diese Geschichte erfuhr, dachte ich an die Auswirkung eines pazifischen Tsunami,s. Das erwähnte Gebiet liegt nur ca. 100 km landeinwärts. Zudem fand ich auf einem Berg, etwa 600 Meter hoch, in einer flachen Mulde, unverkennbar altes Treibholz und habe mich gefragt, wie es wohl an diesen Ort gelangen konnte.

Waren die Fremden Spanier die vor mehreren hundert Jahren, von Süden kommend, die Westküste erkundeten und bei den Einheimischen Gold sahen? Die spanischen Soldaten und Schiffsoffiziere vergangener Jahrhunderte trugen Halbrüstungen und Helme, dass solche Menschen den Indianern fremdartig erschienen, liegt auf der Hand. Gerade die Spanier waren dauernd auf der Jagd nach Edelmetallen.

Die kanadische Geschichtsschreibung weist in dieser Hinsicht sicher noch Lücken auf. Rob Nicholson fand bei Sprengarbeiten, 38 dreihundertjährige, spanische Hufeisen. Eine indianische Legende erzählt von einem Überfall auf Fremde mit Pferden, bevor Pferde in dieser Region bekannt waren. Als vor wenigen Jahren im Rahmen einer Straßenbegradigung an einem Berg gesprengt wurde, fand man eine, bis dato verborgene, Höhle mit Wandmalereien. Die Bilder zeigten eindeutig Spanier zu Pferd, welche Gefangene an Stricken hinter sich herzogen. Ähnliche Darstellungen sind auch aus Süd – Amerika bekannt.

Damit zeigt sich der Ursprung einer alten Legende und begründet die naheliegende Vermutung, dass alle diese Geschichten auf realen Ereignissen basieren, die im Laufe der Zeit, mehr oder weniger phantasievoll ausgeschmückt wurden.

Ohne eigene, klare Wahrnehmung z. B. der Berührung oder ohne eine definitive wissenschaftliche Festlegung, komme ich nicht umhin, den Sasquatch - Mythos auf menschliche Einwirkungen zurückzuführen. In alter Zeit waren auf dem ganzen nordamerikanischen Kontinent Warrior – Societys also Kriegerbünde, welche die Ressourcen aber auch die Traditionen schützten. Man denke nur stellvertretend an die berühmte Dog - Soldier – Society. Der Mythos Sasquatch gehört auch von jeher zum traditionellen Weltbild und soll bekanntlich die Ressourcen Natur und Gold schützen. Bei den Chehalis – Indianern fiel mir eine eigenwillige Männergesellschaft, auf, welche sich als Sasquatch – Regulars bezeichnet. In Vollmondnächten können die Reservationsbewohner manchmal die Schreie der „Sasquatches“ aus dem nahen Morris Valley zu hören. Gerade diese Gegend am Morris Mountain, gilt als Kerngebiet der Phänomene. Ich hoffe in nächster Zeit meinen Anteil an der Aufklärung zu leisten.

Wie man sieht, es ist ein wahrlich komplexes Thema, mit der Gewissheit, endlosen Diskussionsstoff zu bieten.

Analysen, Lösung der Mysterien

Zur Slumachgeschichte und den damit verbundenen Mysterien möchte ich feststellen, dass Charlie Slumach,s Goldbesitz ausschließlich aus seinen dubiosen Tauschgeschäften stammte. Die Indianer seiner Nachbarstämme, die Lilloeet, - Port Douglas - und Chehalis Indianer besaßen Gold und gaben ihm davon im Tausch gegen Slumach´s Frauen.

Ansonsten brachte er einen halben Zuckerbeutel voller kartoffelgroßer Pyritkristalle in die Zivilisation, wofür ihm ein englischer Händler 27,- Dollar zahlte.



Slumach wuste sicher von der Existenz der eigentlichen Goldader, man hatte ihm deren Lage richtig beschrieben. Dazu erklärte Amanda Charnley am 26. April 1978:

"...The men that gave Charlie the handful of gold (Lilloeet Indianer) told him it was on a back side just right, can dig with a pen knife!"

Slumach hätte aber mit seinem Hüftleiden, den Ort wegen der erforderlichen Kletterei, nie erreichen können. Ihm wurde sein Gold von den Indianern ausgehändigt.

Jackson war offensichtlich am richtigen Ort. Der Goldcanyon entspricht in allen Details nämlich seinen Angaben im „Jackson Letter“.

Shotwell & Harrington wurden weiter unterhalb, an einem Nebenarm des Stave-River fündig.

Doc Brown,s verlassenes Zelt wurde einige Kilometer weiter nördlich, in der Nähe des Stave-Glacier, gefunden. Er besaß ausgebrochenes Adergold mit Quarzanhafungen. Die geologischen Gegebenheiten lassen die Vermutung zu, dass der kluge alte Mann ein „Outcrop“ der großen Ader fand.

G. „Stu“ Brown suchte vierzehn Jahre nach dem Gold. Seine stereoskopischen Untersuchungen und seine intelligent gewählte Route, führten ihn schließlich zum Ziel. Er fand Jackson’s Goldcanyon und teilte es als loyaler Beamter seinem obersten Dienstherren mit. Seine honorige Reputation sowie seine Handvoll Beweisgold wurden ignoriert, bis Stu letztlich erkrankte und resignierte.

R.W. „Rob“ Nicholson war mit Stu befreundet und genoss sein Vertrauen, er wurde vom kranken Stu genau instruiert und ging alleine los. Welcher Art Phänomen dann auf ihn so erschreckend einwirkte, lässt sich nicht einwandfrei feststellen. Vor Antritt seiner Expedition traf er einige „Alte“ von den Port Douglas – Indianern und ihren Schamanen, um von ihnen weitere, verwertbare Informationen über das Bergmassiv zu erhalten. Wurde er hypnotisiert während man ihn instruierte, um auf diese Weise „Slumach,s Geist“ mit ihm zu konfrontieren und damit das Gold zu schützen oder war seine bedrohliche Vision auf andere Einflüsse zurückzuführen?



Ich fand meinen Verdacht insofern bestätigt, als ich Arsenik und Quecksilber in einem Bergsee feststellte. Rob hatte während seiner damaligen Tour daraus getrunken.

Führte dieser „Cocktail“ zu seinen Halluzinationen oder schützten gewisse interessierte Kreise aus ehemaligen Politikern und fragwürdigem, ausländischen Kapital die Goldader mit furchteinflößenden Hologrammen? Im Disneyland Paris zeigt man seit Jahren, mit dem Hinweis: „Kinder sind an die Hand zu nehmen“, dass so etwas technisch möglich ist.

Dass die Gegend von nicht identifizierten Kräften observiert wird, haben wir anhand des ominösen Helikopters selbst erfahren.

Weitere Projekte

Mittlerweile wurde das Filmwerk mehrfach ausgestrahlt und diverse Medien wurden aufmerksam. Die Art der Berichterstattungen und das Medieninteresse am Team und meiner Person, lassen auf weitere Realisierungen ähnlicher Expeditionsvorhaben hoffen. Die Recherchen zu neun, ähnlich spektakulären Projekten sind fast abgeschlossen. Trotzdem werden sämtliche Ergebnisse durch kontinuierliche Nachforschungen weiter verdichtet. Ihre Veröffentlichungen werden für sensationelle Aufklärung sorgen und geben begründete Anlässe, einige manifestierte Abläufe unserer Menschheitsgeschichte neu zu schreiben.

Die erste Besonderheit unseres Potenzials besteht aus den ergebnisreicheren Recherchen, deren Wertigkeit durch die Abgleichung mit anderen bisherigen Autorenarbeiten oder dem allgemeinen derzeitigen Wissenstand messbar ist und den daraus erfolgten Aufklärungen historisch verbriefteter Mysterien, welche bislang allgemein als ungeklärt galten.

Als weitere Besonderheit erachte ich die weiterführenden expeditionellen Forschungen durch das Expeditionsteam, welches aus hochmotivierten Männern mit sehr speziellen Fähigkeiten besteht. Diese speziellen Kenntnisse der Ethnologie, der Anthropologie, des Bergsteigens, des

Tauchens, des Lebens unter extremen Bedingungen oder erfolgsbelohnter militärischer Spezialkräfte, modernste Kommunikations-, - Aufklärungs – und Einsatzmittel, gewährleisten die Erstellung spektakulärer Szenen und außergewöhnlicher Abläufe, welche die Medien auch als solche erkennen und sicher honorieren.

Mehrere TV – Produktionsfirmen wollten mit mir kooperieren und die als quotenträchtig prognostizierten Themen in Dokumentarfilmen umsetzen. In Ermangelung der erforderlichen Marktplatzierungen, rechtzeitig erkannter organisatorischer Schwächen oder nebulöser Firmenpolitik, ließ sich die erforderliche Vertrauensbasis nicht begründen. Schließlich folgte ich auch der Skepsis und den guten Ratschlägen des Nils Visé und sah bislang von derartigen Verbindungen ab. Er riet mir: „Nur erste Adressen der Branche können die bestmöglichen filmischen Umsetzungen der hochinteressanten Geschichten gewährleisten!“

Wenn man eigene Produkte oder Errungenschaften bewerten möchte, mangelt es immer an tatsächlicher Objektivität aber die Nachfragen mehrerer Produktionsfirmen und die qualitative Beurteilung meiner Projekte, durch diesen Filmfachmann, stimmen mich sehr optimistisch.



Quellen:

Janusz Piekalkiewicz, *Schatzsucher haben noch Chancen*, 1975 Gustav Lübke Verlag GmbH, Bergisch Gladbach, Deutschland
R.W. „Rob“ Nicholson, *Lost Creek Mine*, 2003, Eigenverlag, Kelowna, Kanada.
Garnet Basque, *Lost Bonanzas of western Canada*, 1996 Heritage House, Surray, Kanada.
N.L. „Bill“ Barlee, *Lost Mines and Historic Treasures 1993*, Hancock House Publishers, Surray, Kanada.
Donald E. Waite, 2002, *The Lost Gold Mine of Pitt Lake*, unveröffentlichtes Manuskript, Mission, Kanada.
Wilson Duff, 1952, *The upper Stolo Indians of the Fraser River of B.C., Anthropology in British Columbia*. B.C. Provincial Museum, Victoria Kanada.

Jennifer Roberts, New Westminster Museum & Archives, Kanada.
Janusz Piekalkiewicz, Rösrath, Deutschland.